Rast' ich, so rost' ich.

Erster Theil.

Rast' ich, so rost' ich.

Roman aus dem Leben

in 3 Theilen.

Von

Heribert Rau.

Erster Theil.

Hannover,
Carl Rümpler.
1873.

RR
Jantz
#112
bd. 1

Der Clubb der Neune.

Seit einer Reihe von Jahren hatte die Welt keinen so schönen Mai gesehen, als den, der eben über der Erde lag. Der Zauber, welchen er entfaltete, war so hinreißend, daß er schwärmerische Gemüther und poetisch gestimmte Seelen zu Dichtern — zu wahren Jean Paul's — umschuf; ja, was noch mehr bedeuten will, den trockensten Geschäftsmenschen Bewunderung und Geschmack abgewann. Selbst der sehr ernste, allzeit griesgrämische und geschäftspünktliche Herr Zehrmann, Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main, dessen ganzes menschliches Dasein innerhalb des Wirkungskreises seiner, allerdings bedeutenden, Wollhandlung aufging, hatte den Samstag Abend den Hauptschlüssel des großen, feuerfesten Cassenschrankes mit den Worten abgezogen: „Das Comptoir bleibt morgen geschlossen".

Die Aeußerung war allerdings unvorsichtig genug gewesen, denn sie war so unerhört und traf so unerwartet die Gehörwerkzeuge des ganzen Geschäftsper-

sonals, daß die dadurch hervorgerufene Gemüthsbewegung nahezu sämmtlichen Anwesenden, von dem grauköpfigen Buchhalter an bis zum jüngsten Lehrling, Schlaganfälle zugezogen hätte.

Glücklicherweise rettete sofort Alle der abkühlende weitere, an den jüngsten Lehrling gerichtete Befehl: „Die Briefe werden wie gewöhnlich auf der Post geholt und auf mein Zimmer gelegt, damit ich sie bei Nachhausekommen noch lesen kann!“ — Die Wirkung war, wie Brausepulver, wohlthätig niederschlagend, nicht nur für besagten Lehrling, sondern auch für die Uebrigen, da nun ein Jeder eine Ordre erwarten durfte, die ihm ebenfalls die kaum geöffnete Paradiesespforte vor der Nase wieder zuschlagen werde.

Es geschah dies übrigens nicht; nur dem zweitunterſten Lehrling wurde noch von dem gestrengen Herrn Prinzipal die Warnung ertheilt: Von nun an etwas früher und pünktlicher auf das Comptoir zu kommen, als bisher, ansonsten das Ding nicht so weiter gehen könne. Dann ward Herr Selbing, der Magazinier, gerufen und ihm angedeutet: Den Sonntag über gefälligst den Kopf nicht wieder mit Phantastereien zu überfüllen, damit er den Montag nicht einen Wollballen für eine Ritterburg nehme, und wie ein verrückter Mensch ihn andeclamire, wie dies schon einmal geschehen.

Damit aber war, zum immer noch fortdauernden Staunen Aller, die Sache abgethan; Herr Zehrmann

steckte den Cassenschlüssel mit Würde in seine Tasche, — untersuchte noch drei oder viermal, ob der Schrank und sein Schreibepult wirklich auch fest zugeschlossen seien und nahm dann von dem alten Buchhalter — einem Inventariumsstück des Geschäftes — mit den Worten Abschied:

„Das Wetter und meine Mädels machen mich alten Menschen noch zum Narren! Morgen ist der Johanna Geburtstag und da hat das Weibervolk so lange auf mich eingestürmt, sie an den Rhein zu führen, bis ich nachgab. Ist eigentlich lüderlich und unsolid!"

„Gewiß nicht, Herr Prinzipal!" — entgegnete der Buchhalter schüchtern.

„Doch, doch!" — rief Herr Zehrmann — „das Geschäft allein lassen? . . . einen ganzen Tag nicht öffnen?"

„Es ist Sonntag, ja!" — entgegnete der Andere, bei dem es zur Gewohnheit geworden war, hinter alles was er sagte ein bestätigendes, kurz abgestoßenes „ja!" zu setzen.

„Das Haus J. C. Zehrmann und Compagnie" — fuhr der Prinzipal ernst fort — „ist bisher niemals von dem alten Herkommen gewichen, auch Sonntags nach der Kirche das Comptoir zu öffnen und die Post einzusehen; es könnte ja . . . fast will mich mein Versprechen gereuen . . . ich weiß nicht . . ."

Abermals fuhr ein gelinder Schrecken durch die Glieder des sämmtlichen Comptoirpersonals: sollte die eben erst so unerwartet aufgegangene Freudensonne, die in süßer Hoffnung einen ganzen freien Tag übergoldete — ein Begebniß, das sonst im Jahre nur am Weihnachts- und Pfingstfeiertage vorkam — so schnell wieder untergehen und in Nacht versinken?

Selbing und die Anderen hätten sich gerne weggestohlen, um jeder möglichen Contreordre zu entwischen; aber die beiden langen, spindeldürren Gestalten des Prinzipals und Buchhalters versperrten unseliger Weise den Ausgang.

„Nun, Herr Zehrmann," — sagte der Buchhalter, dem es selbst um den freien Tag zu thun war — „Sie dürfen sich auch einmal eine Erholung gönnen, ja! und das Wetter ist ja so herrlich . . . ja! . . . ein Mai . . .!"

„Kommen Sie mir auch mit den Schnaken, Leimgert!" — rief Herr Zehrmann fast böse — „Mai? . . . am Ende auch Rosen und Vergißmeinnicht? Das Wetter mag für die Maikäfer gut sein, aber was kümmert das einen soliden Kaufmann . . . eine richtige gute Bilanz . . ."

„Allerdings, ja!" — lachte der Buchhalter Leimgert — „der Herr Prinzipal haben recht, ja! aber Fräulein Johanna!"

„Nun denn, in's Kukuks Namen!" — brummte Herr Zehrmann — „so mag's sein; aber nur dies-

mal!" — und er trat zurück, um das Comptoir-Personal hinauszulassen; denn der würdige Mann ließ es sich nicht nehmen, das Schließen des Geschäftslokales täglich in eigener Person zu überwachen.

Als die Doppelt-Thüren geschlossen waren, und ein viermaliger Versuch bewiesen hatte, daß dies auch ordentlich und fest geschehen sei, steckte er die Schlüssel zu sich und die Herren entfernten sich mit ehrfurchtsvollem Gruß und ernsten Gesichtern, die aber, so wie sie sich umgedreht hatten, einen strahlenden Ausdruck annahmen, worauf sich jeder Einzelne von ihnen so schnell als möglich davon machte, denn, declamirte Selbing mit etwas affectirtem Ausdruck: „mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell!"

Aber . . . wen hatte das Wunder-Edict der Prinzipalität denn auch glücklicher gemacht als ihn? . . . ihn, den Schwärmer für Natur und Kunst? . . . den Enthusiasten für einen Tag und für ein Fest, wie die Freunde morgen begehen wollten und um die er gekommen wäre, wenn der weibliche Theil der Familie Zehrmann, im Vereine mit dem herrlichen Wetter, nicht den Sieg über die sonst so vertrocknete Seele der Prinzipalität davon getragen hätte!

Die Sache verhielt sich nämlich so: in den letzten Jahren hatte sich in der schönen und reichen Handelsstadt Frankfurt am Main unter neun, meistens dem

Kaufmannsstande angehörenden, schon länger unter sich befreundeten jungen Leuten, halb im Scherz halb im Ernst, ein Clubb gebildet, dem die Betheiligten, da sie die Gesellschaft nicht erweitern wollten, nach ihrer Zahl, den „Clubb der Neune“ tauften.

Es war ein einfaches Freundschaftsverhältniß, wie es die Jugend gerne pflegt, was diesem Bunde zu Grunde lag, während sein ausgesprochener Zweck in der Beförderung einer heiteren Geselligkeit und gegenseitiger geistiger Anregung und Ausbildung bestand. In der Jugend sucht und findet man sich leicht; wie man sich denn auch, ohne viel zu forschen und zu fragen, schnell und sorglos an einander anschließt, da die Neuheit des Lebens, der Reiz, der in dem Gefühle der Freundschaft liegt und die noch völlige Unbekanntschaft mit den Schattenseiten der Menschen, jeden Freundschaftsbund ohne Schwierigkeiten zuläßt, ja ihn sogar im Strahlenglanze der Idealität verklärt und heiligt. So hatte denn auch hier das Schicksal mit leichter gefälliger Hand, — zumeist schon durch den Besuch ein und derselben Schule, — die gedachten neun jungen Leute zusammengeführt und freundschaftlich vereinigt, obgleich die Charaktere zum Theil die heterogensten waren. Sechs der Jünglinge gehörten dem Kaufmannsstande an — gute Bürgersöhne der edlen alt-berühmten Handelsstadt Frankfurt am Main —; einer derselben, Paul Hänisch bereitete sich zum Studium der Rechtswissenschaft vor; Hugo von Storninghoff, der Sohn

eines reichen Privatiers, wollte Maler werden; während Otto Höltring die militärische Laufbahn gewählt hatte und gerade auf dem Sprunge stand in die Oesterreichische Armee als Cadet einzutreten. Frankfurt gehörte nämlich damals Preußen noch nicht an, sondern glänzte noch in seiner alten freistädtischen Herrlichkeit.

Ueberhaupt war für die sämmtlichen Freunde, da sie nahezu alle im gleichen Alter standen, die Zeit herangekommen, in welcher junge Männer hinaus in die Welt und in die weiteren Kreise des Lebens einzutreten pflegen. Wer im kommenden Jahre noch in der Vaterstadt bleiben würde, wußte — außer Hänisch, dem die Universität Heidelberg winkte und Höltring, der sich nach Wien zu begeben bereit war — keiner von Allen und so hatte der „Clubb der Neune" beschlossen, mit dem morgigen Sonntage — es war gerade der dritte Jahrestag seines Entstehens — sein Stiftungsfest noch einmal in heiterer Gemeinsamkeit zu feiern und zwar bei dem herrlichen unvergleichlichen Mai-Wetter am schönen Rhein: Lorch sollte der Mittelpunkt der Partie werden; von dort aus konnte man alsdann noch die schönsten Ausflüge machen und doch, vermittelst des famosen Instituts der Eisenbahn, Abends wieder daheim sein.

Als dieser Beschluß bei der letzten Zusammenkunft gefaßt worden, waren alle entzückt davon, nur der arme Selbing nicht, obgleich er gerade der enthusiastischste Naturfreund unter Allen war, ... denn ...

die Pflicht erheischte ja, daß er auch Sonntags auf dem Comptoir erscheinen mußte, zwar nur von eilf bis zwölf Uhr, und wenn auch nichts, gar nichts zu thun war . . . aber jeder weitere Ausflug war doch damit verdorben!

August Selbing, der Mann der Begeisterung für Freundschaft, Natur und Kunst, war außer sich vor Schmerz; dennoch mochte er die Freude der Anderen nicht stören; aber er declamirte des Abends, als er auf seinem Zimmer allein und seine Mutter im Seitenkabinet eingeschlafen war — den Vater hatte ihm schon frühe der Tod geraubt — die Schmerz- und Schreckensstellen aller deutschen Schau- und Trauerspiele, von Jaromir's

„Bin's, dem alle Menschen fluchen"!

bis zu Faust's:

„Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!"

und:

„Wenn aus dem schrecklichen Gewühle"

des Comptoir's, dachte er hierbei,

„Ein süß bekannter Ton mich zog,"

er meinte den Ruf nach Lorch,

„Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;"

unwillkührlich kam ihm hier die Zeit in den Sinn,

da er ausgelernt haben werde und, seinem Herzens-zuge folgend, auf das Theater gehen könne,

„So fluch ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,"

wie den Sonntagen, an welchen er für nichts und wieder nichts auf's Comptoir mußte

„Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften band!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!"

Die Stimme des Declamirenden sank hier aller-dings etwas, da ihm sein Gewissen bei dieser Stelle an der Nase zupfte:

„Verflucht das Blenden der Erscheinung,
„Die sich an unf're Sinne drängt!"

Wie in der Freischütz'schen Wolfsschlucht der Geist Agathens, schwebte hier das Bild der Fräulein Johanna, der Geburtstäglerin, an seiner Seele vor-über,

„Verflucht was uns in Träumen heuchelt
Des Ruhm's, des Namensdauer Trug!"

seine Begeistrung steigerte sich:

„Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!"

jetzt tönte es gewaltiger und gewaltiger, so daß selbst die aus ihrem Schlaf erwachenden Hausbewohner mit zu fluchen anfingen:

„Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
„Er uns zu kühnen Thaten regt;
„Wenn er zu müßigem Ergötzen
„Die Polster uns zurechte legt!
„Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
„Fluch jener höchsten Liebeshuld!
„Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
„Und Fluch vor allem . . . .

er wollte „Geduld!" sagen, platzte aber unwillkürlich mit: „J. C. Zehrmann und Compagnie!" heraus.

Glücklicherweise machte, wie wir bereits wissen, diese Rhapsodie der Verzweiflung das große Wort des würdigen Herrn Zehrmann: „Das Comptoir bleibt morgen geschlossen!" unnöthig.

Selbing nahm zwar deshalb seine schrecklichen Flüche ebensowenig zurück, als dies die Hausgenossen thaten, die er durch sein lautes Declamiren um ihre nächtliche Ruhe gebracht; . . . aber . . . er nahm, in sieben Himmeln schwebend, . . . den Sonntag Theil an der Partie.

Und welch' ein Sonntag war dies! Selbing sprang schon um vier Uhr mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette und riß das Fenster auf. Da er in einem Gartenhause vor der Stadt, umgeben von einer Masse anderer Gärten wohnte, so wehten ihm mit der frischen erquickenden Morgenluft zugleich köstliche Blumendüfte entgegen, während sein Ohr ein tausendstimmiges Concert der kaum erwachten befiederten Sänger der Luft entzückte. Eine Nachtigall schlug melodisch

aus dem dichten Laube einer riesigen Silberpappel — Schwarz-Amseln sangen ihre reizenden Melodien, — hunderte von Lerchen hörte man aus der Ferne ihr Morgenlied jubeln, während Finken und Meisen ihre freundlichen Rufe dazwischen warfen. Und der Himmel wie rein und blau ... und wenn das Auge über alle die Gärten strich, welch' schwellendes Grün, welche Unmasse von Blüthen: der Goldregen in seiner gelben Pracht, mit den leicht herabhängenden, von jedem leisen Windhauche bewegten Blumenbüscheln; die mächtigen Kastanien-Bäume mit ihren zahllosen weißen und rothen Blüten-Pyramiden, die Acazien wie mit Blumenschnee überdeckt und in den Beeten duftende Levkoien und Goldlack!

Man brauchte in der That kein Enthusiast, wie Selbing zu sein, um vor Entzücken aufzujauchzen. Hier mußte jedem Menschen, der auch nur einen Funken Gefühl und Schönheitssinn besaß, das Herz aufgehen.

Selbing war außer sich vor Lust; der Tag mit seinen zu erwartenden Himmeln hing strahlend vor seiner Seele und, mit Pathos eine Frühlings-Ode Klopstocks declamirend, schlüpfte er in die Kleider.

Während dessen schlug der Morgen den Mantel der Dämmerung immer weiter zurück und der glänzende Tag trat, wie ein Königsohn, den Menschen in goldener Rüstung entgegen.

Noch einen Kuß der zur Vorsicht warnenden Mutter und Selbing eilte mit den Worten davon:

„Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen!"

Aber Selbing wagte es nicht, an dem „verfluchten dumpfen Mauerloch," das heißt: an dem Geschäftshause und Comptoir des Herrn J. C. Zehrmann und Compagnie — an welchem ihn eigentlich der Weg zur Eisenbahn vorüberführte — vorbei zu gehen. Es graute ihm bei dem Gedanken, daß ihm möglicherweise eine Contre-Ordre aus einem der Fenster nachgerufen werden könne; ja er sah schon in seinem Geiste die dürre trockene Gestalt seines Prinzipales hinter den Scheiben mit den Worten auf ihn lauern:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen".

Selbing aber recitirte leise:

„Ja, ich bin klug und weise!"

und schlüpfte hinter den Gärten durch, der Eisenbahn zu.

Nach den verschiedenen Eisenbahnhöfen zog es, der frühen Morgenstunde ohnerachtet, wie in Prozessionen: Wiesbaden, Homburg, Bad Soden, — der

Taunus mit seinen herrlichen Partien und den Burgen Königstein, Falkenstein und Kronberg, — Darmstadt mit der Bergstraße und dem Odenwald, — vor allen Dingen aber Mainz mit dem götterschönen Rhein und seinen An- und Aussichten, Ruinen und Bergen, Gasthöfen und kostbaren Weinen lockten ja die Einwohner der guten Stadt und die vielen sie besuchenden Fremden mit den schmeichelnden und verführerischen Sängen einer Lore-Lei.

Mit der vollen Freude einer noch frisch genießenden Jugend trafen und begrüßten sich denn auch jetzt die neun jungen Männer auf dem Perron der nach Mainz gehenden Eisenbahn: auf dem „Rütli", meinte Selbing, und, im Uebermaß des Entzückens Jedem die Hand schüttelnd, rief er:

„Jetzt reicht mir eure biedre Rechte,
Reicht ihr die eu're her, und so, wie wir
Neun Männer jetzo, unter uns die Hände
Zusammen flechten . . . ."

„Einsteigen!" — rief der Zugführer, und wer sich noch auf dem Perron befand stürzte nach den Waggons.

Natürlich füllte der „Clubb der Neune" sofort ein Coupé. Man nahm unter Scherz und Lachen Platz; und während von dem Einen und dem Andren eine Cigarre angezündet wurde, erhob sich Selbing und rief mit Pathos:

„Sagt, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange unendliche Zeit?“

„Um Gottes willen, Selbing,“ — riefen hier Mehrere, — „laß das Declamiren und bringe uns nicht um!“

„Wie könnt ihr das verlangen?“ — sagte der junge Hänisch — „eben so gut vermöchtet ihr eurer Lunge zu athmen verbieten.“

„So fordere ich euch, Holzhausen und Flemming, die ihr neben Selbing sitzt, auf, demselben im Namen des Clubbs den Mund zu verbinden!“ — fiel Hohenhorst, ein hübscher, ziemlich ernst aussehender junger Mann ein. — „Wir haben bereits schon Tell und die Braut von Messina auf dem Repertoir; zwingt man ihn nicht zu schweigen, so werden wir bald sämmtliche deutsche Tragödien verschlucken müssen.“

„Ihr seid Barbaren!“ — entgegnete Selbing lachend. — „Wie kann man nur so gar keinen Enthusiasmus für das Große und Schöne haben!“

„Spare dir deine Begeistrung für die Schönheiten der Natur auf, denen wir entgegeneilen!“ — meinte Hohenhorst.

„Und genieße, wie ein vernünftiger Mensch, mit Ruhe!“ — fügte Hänisch bei.

„Ja wohl!“ — rief Selbing — „wie Hohenhorst, der stets sein Entzücken und seine Begeisterung wie ein Maikäfer in sich trägt, und, wenn er den grünen Lebensbaum voll duftender Genüsse schweigend abgeweidet hat, sein Entzücken in einem Gedicht von sich giebt.“

„Laßt mir Selbing ungeschoren!“ — fiel hier Fritz Maxen, ein frisch und blühend aussehender Blondin, ein — „was versteht ihr trockenen Kaufmannsseelen davon, wenn einem Jünger der Kunst . . .“

„Hört mir den Blondlockigen an!“ — rief bei diesen Worten Holzhausen — „als wenn er und Selbing nicht eben so gut dem Kaufmannsstand angehörten, als Hohenhorst, Roth, Holzhausen und Flemming!“

„Bis jetzt ja!“ — sagte Maxen mit strahlendem Gesicht — „aber in zwei Monaten . . .“

„Nun, was ist da?“ — frug Storninghoff.

„Ist meine Lehre zu Ende.“

„Und dann?“

„Gehe ich auf das Theater!“ — rief Maxen triumphirend.

„Und dein Vater?“

„Er ist freilich dagegen; aber . . . “

„Nun?“

„Ich habe mein Engagement schon in der Tasche.“

„Wohl am Burgtheater in Wien!“ — rief Hohenhorst spöttelnd.

„Nein, Herr Dichter,“ — entgegnete Maxen lustig — „kann zwar noch kommen; aber vorderhand bleiben wir der Erde noch etwas näher.“

„Der Glückliche!“ — seufzte Selbing — „und ich muß, meiner guten Mutter wegen, immer noch Kaufmann bleiben.“

„Fritz, höre einmal!“ — sagte jetzt der ruhige und gesetzte Hänisch zu Maxen — „ich möchte dir gern etwas sagen; aber du mußt mir's nicht übel nehmen!“

„Rede, mein Sohn!“ — rief Maxen lachend — „ich kann mir schon denken, was kommen wird!“

„Ein wohlgemeinter Rath aus dem Herzen eines Freundes!“

„So schieße los!“

„Sieh Fritz, du bist ein prächtiger Kerl!“

„Danke!“

„Ein wirklich grund-guter Mensch und liebenswürdiger Gesellschafter.“

„Merci! merci!“

„Du bist, ich weiß es sicher, der Liebling deines Prinzipals; . . . du bist ein ganz guter Kaufmann, du hast eine wunderschöne Handschrift, . . . schreibst einen guten Brief, . . . spielst prächtig Clavier, . . . zeichnest famos, . . .“

„Bitte, Hänisch," — rief hier Maxen lachend — „schone meine Bescheidenheit!"

„Wenn du Kaufmann bleibst, winkt dir in deinem Hause eine vortreffliche Stelle . . ."

„Benebst zwei grauen Mädchenaugen!" — fiel Roth hier ein.

„Winkt dir in deinem Hause eine vortreffliche Stelle" — fuhr Hänisch fort — „vielleicht gar . . ."

„Die Hand der Fräulein Prinzipalin!" — rief Maxen mit dem Ausdruck komischen Entsetzens. — „Gott soll mich in Gnaden vor diesem Glück bewahren!"

„Du kannst ein wohlhabender und angesehener Mann, ein glücklicher Mensch werden . . ."

„Und eine vertrocknete Comptoir-Seele dazu!"

„Warum willst du nun vom Kaufmannsstande, zu dem du alle Anlagen hast, abgehen und dich einem Stande zuwenden, für den du — nimm mir's nicht übel — durchaus keine Anlagen hast!"

Maxens Mienen verdüsterten sich:

„Du sprichst dich ja sehr deutlich und kategorisch aus —" sagte er dabei.

„Ich meine es gut mit dir, Fritz!" — versetzte Hänisch. — „Wenn dich mein Ausspruch vielleicht auch etwas verletzt, so denke: es ist der Mahnruf eines Freundes. Nur zu viele Menschen machen den Fehler, bei den schönsten Anlagen für irgend einen Stand, gerade diejenige Carrière einzuschlagen, für die

sie keine Anlagen und keinen Beruf haben. Dann ist aber das Ende immer ein trauriges."

„Nun," — sagte Maxen etwas verstimmt — „ich werde mir die Lehre unseres Clubb-Philosophen merken, und Selbing kann es auch, denn den drückt der Schuh am gleichen Ort."

Selbing aber rief mit komischem Pathos:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn;
Indeß ihr Complimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn!"

Und da der Zug jetzt gerade an einer Hauptstation hielt, sprang er aus dem Wagen, eilte nach dem nahgelegenen Büffet und trank den Freunden ein Glas Bier zu.

„Herrlicher Gedanke!" — riefen Cadet Höltring und Storninghoff zugleich und folgten dem Beispiele Selbings.

Wenige Minuten später ging der Zug weiter. Die Gegend ward jetzt so schön, . . . das Taunusgebirge schob sich so reizend auseinander, zeigte bei der reinen Morgenluft seine Burgen und Ortschaften so deutlich und licht auf dem blauen Hintergrunde, daß man von den Ortschaften jedes einzelne Haus erkennen konnte. Alles war in freudiges Staunen verloren und das Gespräch nahm eine andere Richtung, während Bewunderungen der Fernsichten, — Erinnerungen an dort zugebrachte frohe Stunden, — Witze und Scherze wechselten.

Der steinerne Gast.

Von Mainz aus hatte ein stattliches Dampfboot die Freunde nach Lorch getragen.

Man muß diese Strecke des Rheins mit ihren herrlichen Ufern, ihren Ortschaften, Bergen und Burgen, Weingeländen, bewaldeten Höhen und Ruinen selbst an einem sonnigen Maitage und in heiterer Gesellschaft befahren haben, um nur von Ferne eine Ahnung des Genusses zu erhalten, den all' diese wonnige Pracht in den jugendlichen Herzen der jungen Leute hervorrief.

Ja! in den jugendlichen Herzen der jungen Leute! Denn wie der Mai voll treibender Kraft über der Erde lag, Blumen und Blüthen und üppig schwellendes Grün mit vollen Händen nach allen Seiten ausstreuend, mit heiterem hoffnungsvollem Blick dem glühenden brütenden Sommer, dem reifenden Herbste entgegenschauend, ... so standen ja auch die Freunde noch in dem Mai des Lebens, in glücklicher Uner-

fahrenheit mit übersprudelnden Hoffnungen und hochgespannten Erwartungen in die Zukunft mit all' ihren geträumten stolzen Erfolgen blickend. In ihrem Innern hing und lag ja auch alles voll Blüthenschnee, von dem man hoffen durfte, daß er zu Früchten werde; .... in ihrem Geiste regte sich ja auch und trieb die Kraft eines Frühlings, der auf einen Sommer voll Thatkraft und einen Lebensherbst voll Früchte hinarbeitete; ... und dabei noch keine trüben Lebenserfahrungen, noch nichts von Täuschungen, noch keine Ahnung von all' den schweren Gewittern, die in den späteren Gluttagen des Lebens so oft über die Häupter der Sterblichen, bald befruchtend, bald vernichtend, dahinziehen.

Ja, was das Glück der neun jungen Freunde noch erhöhte, war, daß sie sämmtlich nahe an dem schönsten Abschnitte ihres Lebens standen; das heißt gerade in der Zeit, in welcher die ersten Jahre des Jünglingsalters, wie die Deckblätter einer zarten Blume zurücksinken, und nun das Leben seinen vollen, in Duft und Farben berauschenden Kelch weit öffnet. Jeder von ihnen war ja ein Kolumbus, der eben sein Schiff besteigt, die Seele geschwellt von der begeisternden Idee, eine neue Welt zu erobern.

Und nun den ganzen Tag heute frei! ... und die Schönheit der Gegend und die Pracht der Natur, ... und das stolze Dahinbrausen auf den Fluten des mächtigen Stroms, der zu beiden Seiten des Schiffs

seinen schneeigen silberblitzenden Gischt wie einen freundlichen Gruß emporwarf; und auf dem Verdeck alle die geputzten fröhlichen Menschen, mitgenießend, mitempfindend! ... Es war so herrlich, daß Selbing gar nicht mehr aus dem Recitiren passender Stellen aus Lust-, Schau- und Trauerspielen herauskam. Maxen, längst versöhnt, hatte seinen Arm um Hänisch's Schultern gelegt, der, in anziehendem Gespräch abwechselnd mit Hohenhorst bei den vorüberziehenden Burgen auch die Geschichte mit ihren Sagen an den aufhorchenden Freunden vorüberrauschen ließ; während Storninghoff, Höltring und Roth die Dampfwölkchen ihrer feinen Cigarren von sich bliesen und mit unendlicher Gemüthlichkeit aus grünen Römern köstlichen Rheinwein schlürften. Holzhausen und Flemming, die stillsten und anspruchslosesten der Freunde, hörten Hänisch und Hohenhorst, die in der That einen reichen Schatz von historischem und literarischem Wissen entwickelten, aufmerksam zu.

So kam man nach Lorch, woselbst man einen leichten Imbiß einnahm. Mit einem langen und langweiligen Mittagessen zwischen einer Masse fremder Menschen hatten die jungen Leute keine Lust, ihre Zeit zu vergeuden; wohl aber ward beschlossen, sofort eine der nahen Burgen zu besteigen und dort, bei entzückender Aussicht und ganz unter sich ein heiteres Mal einzunehmen. Kalte Küche und Wein trugen zwei gedungene Schiffsknechte nach, und so ging

es unter Singen, Jauchzen und Scherzen die Berge hinan, während Selbing mit einer wahren Donnerstimme die Worte der Maria Stuart declamirte:

„Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein — sei es mit —
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen?
Hält mich nicht mehr die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft!"

So hatte man denn auch bald eine jener malerischen Ruinen erreicht, an welchen die rebenbegränzten Ufer des Rheinstroms so reich sind; — eine jener mächtigen zerfallenen Burgen, die, als steinerne Zeugen längst versunkener Jahrhunderte, noch jetzt herniederschauen auf das bunte vielbewegte Leben, das sich so ganz, ganz anders gestaltet hat, als in den Tagen ihrer Größe, in den romantisch-barbarischen Zeiten des Ritterthums.

Mit allgemeinem Jubel begrüßte man diese steinerne, aus Felsen herausgewachsene Krone des Berges, — mit einem lauten Aufschrei des Entzückens die über alle Beschreibung prächtige Aussicht.

Da zog er hin, der alte Vater Rhein, wie ein ungeheures breites Silberband, die Berge, Burgen und Ortschaften spiegelnd, die seine Ufer schmückten.

Auf seinem Rücken brausten stolz und majestätisch lustig-beflaggte Dampfschiffe hinauf und hinab, „zu Berg und zu Thal", während links und rechts an den Ufern lange Eisenbahnzüge hin- und hersausten, ihre gellenden Pfiffe — diese Signale der großartig bewegten industriellen Gegenwart — hören lassend.

Der Weg herauf war steil und ziemlich lang gewesen; auch hatte die Sonne den heiteren Wanderern tüchtig zugesetzt, so daß man — nachdem sich Herz und Geist an der prächtigen Aussicht sattsam gelabt — ein schattiges Plätzchen suchte, um in behaglicher Ruhe das mitgebrachte Mahl zu verzehren. Eine dicht nebenan hervorsprudelnde Quelle krystallhellen Wassers trug den Erhitzten erquickende Kühle zu, und diente mit ihrem kleinen Bassin, den Wein in den Flaschen trefflich zu erfrischen. Eine der riesigen, der Länge nach mit Gesträuch bewachsenen Burgmauern, an welche sich das Plätzchen lehnte, gab Schatten und so wurde hier das Lager aufgeschlagen und das Mahl unter schlechten und guten Witzen, lustigen Reden, Scherzen und Lachen verzehrt. Wacker kreisten dabei die Gläser und alles war im besten Zuge, als Storninghoff plötzlich rief:

„Zum Kukuk! wo steckt denn unser Hohenhorst?"

Alle schauten sich um; aber Hohenhorst war wirklich verschwunden.

„Der arme Teufel" — sagte Maxen — „ist uns

am Ende vor Hunger und Durst auf dem Wege liegen geblieben!"

„Oder hat ihn gar der Geist des Burgfräuleins, in Gestalt der weißen Dame, entführt!" — meinte der Cadet.

„Sehr möglich," — rief Storninghoff lustig, — „zumal wenn sie den Romantiker in ihm erkannt hat. Gleich und gleich gesellt sich gern!"

„Oder hat ihn Undine in den Brunnen der Burg hinabgezogen?" — meinte Roth.

„Das wäre entsetzlich!" — sagte Selbing in komischem Ernst, sprang auf und rief zur allgemeinen Heiterkeit:

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Den Hohenhorst zog die Nixe hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Freund kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen!"

Man lachte herzlich.

„Ich wette, daß ich es weiß, wo er steckt!" — fiel hier Hänisch ein.

„Nun?" — frugen Mehrere.

„Hinter jenen von Epheu umschlungenen Mauern des einstigen Rittersaales. Habt Acht! in wenigen Minuten tritt er hervor und erfreut uns mit einer frisch zur Welt gekommenen poetischen Schöpfung!"

Ein allgemeines Bravorufen und Händeklatschen folgte diesen Worten, denn in demselben Augenblick trat in der That Hohenhorst, seine Schreibtafel in der Hand haltend und vergnügt lächelnd hinter dem Gemäuer hervor.

„Halloh!“ — rief Maxen — „ein Gedicht! heraus damit!“

„Nur Geduld!“ — entgegnete Hohenhorst — „erst füllt die Gläser, . . . dann spitzt die Ohren, um es zu hören, . . . und wenn ihr es gehört und kappirt habt, dann singen wir es gemeinsam nach einer bekannten Melodie, der ich es angepaßt habe!“

Die Gläser wurden gefüllt und Hohenhorst trug mit schöner klangvoller Stimme folgendes, soeben erst seinem Geiste entsprudeltes Gedicht vor:

Im Freundeskreise.

Auf denn, ihr Freunde, im traulichen Bunde,
Füllet den Becher mit perlendem Wein!
Weihet der Freude die köstliche Stunde,
Möge der Freundschaft geheiligt sie sein:
Werde sich jeder in klopfender Brust
Glücklich des heiteren Daseins bewußt.

Lasset die Menschen, die thörigen, sinnen,
Wie sie erhaschen und häufen das Geld;
Laßt sie auch Schätze, wie Krösus, gewinnen,
Mag sie beneiden die gierige Welt!
Glücklich der Edle, der lächelnd es mißt,
Ueber die Freude den Jammer vergißt.

Rasch wie die Blumen des Frühlings vergehen,
Schwindet der Jugend gefälliges Glück;
Denkt, was die Stürme der Zeiten verwehen,
Führet kein Flehen, kein Gott euch zurück:
Darum, wer klug ist, erfasset die Zeit,
Immer zum Schlürfen der Freude bereit.

Mögen da draußen die Wolken sich thürmen,
Mag ihn bedrohn auch das finstre Geschick,
Mitten im Toben und Heulen und Stürmen
Heitert Erinnrung ihm freudig den Blick!
Was er genossen in Liebe und Lust,
Hebet dann tröstend die klopfende Brust.

Wenn sich die Menschen da draußen auch hassen,
Oede und dürftig das Leben erscheint,
Wollen wir lächelnd den Neid ihnen lassen,
Selber als Brüder in Liebe vereint:
Herrlich der innere Frühling erblüht,
Wo in dem Herzen die Freundschaft noch glüht.

Darum, ihr Freunde, reiht fest euch zusammen,
Hier in dem heit'ren, dem glücklichen Rund;
Schon in der Augen begeistertem Flammen
Giebt sich das Nahen der Götter euch kund:
Bachus und Hebe, in holdem Verein
Schenken den Becher der Freude euch ein!"

Hohenhorst schwieg; laute Beifallsrufe lohnten den Dichter. Die Gläser klangen lustig und nach wenigen Vorbereitungen ertönte das hübsche Gedicht in allgemeinem Rundgesang mit frisch- und weitaus-tönendem Chor.

Als der Gesang vollendet war, ergriff Hänisch sein Glas und rief:

„Meine Freunde! edle Mitglieder des Clubbs der Neune, da unser Bund seiner Zeit geschlossen wurde, nicht nur um innerhalb unseres Freundeskreises ein angenehm-geselliges Leben zu erhalten, sondern auch mit Rücksicht auf die Veredlung und Ausbildung eines jeden Einzelnen von uns, so glaube ich, daß uns auch die Würdigung und Anerkennung aller Talente obliegt, die sich in unserem Kreise geltend machen. In dieser Hinsicht lassen Sie uns also ein Glas zu Ehren unseres Hohenhorst leeren, der, obwohl Kaufmann, wie die Meisten von uns, doch auch ein so schönes dichterisches Talent besitzt, durch dessen praktische Ausübung er uns eben wieder erfreut hat. Also, meine Freunde, dies Glas zu Ehren der Dichtkunst und unseres Dichters!"

Ein freudiges Hoch ertönte, und zwar so laut, daß das Nachtgeflügel, welches in dem alten Gemäuer hauste, erschrocken aufflog und scheu davon flatterte.

„Ah ha!" — rief Storninghoff, — „da haben wir's: die Geister der Burg erwachen; wir haben sie beleidigt, denn unstreitig gehört doch hier der erste Toast dem Burgherrn!"

„So bringe ihn aus!" — rief Höltring.

„Ja!" — „Es sei!" — riefen die Andern.

„Gut denn!" — sagte Storninghoff, sein Glas füllend und sich erhebend:

„Du Geist dieser Burg, edler Burgherr, der du seit Jahrhunderten da unten in kühler Gruft ruhst und heute, nach Jahrhunderten, uns so gastfrei in deinem Erbe empfangen und mit einer so reizenden Aussicht gelabt hast, wir danken dir dafür und laden dich ein, zu uns — den würdigen Gliedern des würdigen Clubbs der Neune — zu treten, Bescheid zu thun auf den Becher edlen Rebensafts, den wir dir darbringen!"

„Nun?" — rief Maxen, — „wo bleibt der alte Herr?"

„Die Formel ist zu schwach, den Alten zu beschwören!" — rief Selbing aufspringend —

„Du hast ihm noch nicht weh gethan:
Er soll mich hören
Stärker beschwören!
Bist du Geselle
Ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dies Zeichen!
Dem sie sich beugen
Die schwarzen Schaaren!"

Alle lachten über den komisch-ernsten Pathos, mit welchem Faust-Selbing den Burgherrn beschworen.

„Vielleicht steckt er schon hinter dem Hollunder hier!" — rief Roth, der Blondlockige, und beugte den Strauch zurück, der hinter ihm die gewaltige Mauer an ihrem untern Theile deckte; . . . in demselben Momente aber entfuhr ihm ein „Ha!" des Schreckens,

das Glas entsank seiner Hand und zerschellte klirrend am Boden.

Alle sprangen mit dem Rufe auf: „Was ist's?"

„Da ist er!" — sagte Hohenhorst ruhig und doch schwankte seine Stimme etwas.

„Wer? wer?" — ertönte es.

„Der steinerne Gast!"

„Der Burgherr!"

Alle drängten heran und brachen dann in ein Lächeln der Verwunderung aus, unter dem sich doch hie und da ein höher pochendes Herz versteckte.

Die Ueberraschung war aber wirklich auch seltsam genug.

In der Mauer, gerade an der Stelle, an welcher Roth — der noch immer leichenblaß aussah — den Hollunderbusch hinweggebogen hatte, war ein gewaltiger Leichenstein eingefügt, auf welchem, umgeben von einer unleserlich gewordenen Umschrift, das Bild eines völlig geharnischten Ritters angebracht war.

„Nun," — sagte Hänisch, nachdem sich die erste Ueberraschung gelegt hatte und die alte Heiterkeit der Gesellschaft zurückgekehrt war — „wir haben den geharnischten Herrn zu uns eingeladen, so müssen wir uns denn auch seine Gesellschaft gefallen lassen."

„Ja!" — rief Maxen — „und Roth" — setzte er mit leisem Spötteln hinzu — „soll ihm Eines zutrinken."

„Danke schön!“ — entgegnete jener und setzte sich kleinlaut nieder, denn der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren.

Hänisch und Hohenhorst, die in Allem tiefer gingen, betrachteten unterdessen den immerhin merkwürdigen Denkstein genauer.

„Das muß ein gewaltiger Kämpe gewesen sein!“ — meinte Hohenhorst — „denn so steif und schlecht auch die Arbeit des guten Meister Steinmetzen ist, der diesen Grabstein gearbeitet hat, so liegt doch eine gewisse Kraft in der Figur und dem Ausdruck des Ritters.“

„Ein wahrer und treuer Ausdruck seiner Zeit“ — fügte Hänisch hinzu — „und daß er ein gewaltiger und gefürchteter Haudegen war, das beweisen zweierlei Dinge: einmal, daß er auf einem niedergekauerten steinernen Löwen steht . . .“

„Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder!“ —

brummte Selbing in den Bart.

„Und dann“ — fuhr Hänisch fort — „das ungeheure Schwert, das er, selbst noch hier auf dem Leichensteine, wie drohend halb aus der Scheide gezogen hat. Ein passendes Symbol jener rechtslosen Zeit des Faustrechtes oder besser gesagt, des Faustunrechtes!“

„Gut gedeutet!“ — meinte Hohenhorst — „es ist nur schade, daß Zeit, Wind und Wetter die Umschrift

so verwittert haben, daß man nicht mehr im Stande ist, zu erfahren, wer der hochedle Schläfer einst gewesen."

„Doch wohl einer der Burgherrn!" — versetzte Hänisch; dann rief er plötzlich freudig aus: — „sieh hieher, Hohenhorst, auf dem oberen, aus der Scheide gezogenen Theile des Schwertes, stehen noch leserliche Worte."

„Wahrhaftig!"

„Aber, wie natürlich, in altdeutscher Schrift!"

„Nun," — versetzte Hohenhorst — „die kenne ich so ziemlich aus den Urkunden unserer alten Minne- und Meistersänger. Laß sehen!"

Beide studirten jetzt die Schrift; dann riefen sie zu gleicher Zeit: **„Rast' ich, so rost' ich!"**

„Ein eigenthümliches Motto!" — meinte Hänisch und Beide verließen den Stein und kehrten zu der Gesellschaft zurück.

Hier hatte unterdessen die alte Lustigkeit im vollsten Maße wieder Platz gegriffen; aber Hohenhorst nahm jetzt nur oberflächlich Antheil an ihr. Er schien über etwas nachzusinnen und schaute gedankenvoll über die Gegend hin, auf der die sich allmählig neigende Sonne längere Schatten zu werfen begann.

In der That mahnte der bedächtige Hänisch jetzt auch zum Aufbruch; da rief Hohenhorst fast ernst: „Noch auf ein Wort, ihr Freunde, ehe wir von hier scheiden!"

Die Freunde, die sich bereits erhoben hatten, stellten sich im Kreise um den Sprecher; dieser aber hub an:

„Freunde! wir haben heute einen schönen, einen herrlichen Tag verlebt und das Stiftungsfest unseres Clubbs würdig gefeiert; aber . . . „die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende," würde Selbing sagen, denn wenn auch der „Clubb der Neune" nach unserem Beschluß fortbestehen wird, so steht es doch fest, daß schon in der nächsten Zeit mehrere von uns, dem Rufe des Schicksals folgend, hinaus in die Welt gehen, und somit unserem engeren Freundeskreise entrissen werden. Mag dann immerhin Jeder seinem inneren Berufe folgen, wenn er nur ein tüchtiger Mensch und brauchbarer Staatsbürger wird. Eines aber wollen wir uns hier — gewissermaßen in der Scheidestunde geloben — das ist: Freunde zu bleiben in allen Lagen des Lebens!"

„Freunde zu bleiben in allen Lagen des Lebens!" — wiederholte Hänisch in ernster Begeistrung.

„Brüder, reicht die Hand zum Bunde!" — rief Selbing und die neun jungen Männer thaten wie er gesagt, und bekräftigten das schöne Gelöbniß mit treu und wahr gemeintem Handschlag.

„Wie wäre es aber," — fuhr hierauf Hohenhorst fort — „wenn wir uns heute hier noch ein Anderes vornehmen würden!"

„Und das wäre?“ — frugen Storninghoff und Maxen.

Hohenhorsts Antlitz strahlte jetzt von einer schönen heiligen Begeisterung:

„Freunde!“ — rief er — „der ewige unendliche Weltengeist giebt uns Menschenkindern oft auf wunderbare Weise Winke, die für unser ganzes Leben entscheidend sind. Spottet meiner nicht, wenn ich sage, die seltsame plötzliche Erscheinung des „steinernen Gastes“, der jetzt noch mit feierlichem Ernste auf uns blickt, deucht mir einen solchen Wink im Gefolge zu haben. Meine Freunde und Brüder! Auf dem riesigen, halb aus der Scheide gezogenen steinernen Schwerte, stehen die Worte eingegraben: „Rast' ich, so rost' ich!“ Ohne Zweifel trugen sie für jene fernen Zeiten, in welchen jener steinerne Mann gelebt haben mag, eine schlimme Bedeutung, und Viele mögen vor diesem Sinnspruch eines wilden und rohen Jahrhunderts und einer mißverstandenen Ehre, die ihren Ruhm in unabläßigen Kämpfen fand, mit Recht gezittert haben. Wie aber, meine Freunde, Söhne einer lichteren Zeit, wenn wir dies Motto nun im Sinn und im Geiste unseres Jahrhunderts auffaßten. Wir sind alle bereit, hinaus in das Leben zu treten, zu wirken, zu schaffen, um uns eine schöne Zukunft zu erobern; . . . wie, wenn die Mitglieder des „Clubbs der Neune“ von diesem Momente an das ihnen auf so wunderbare Weise kund gewordene Motto: „Rast' ich, so rost' ich!“

annehmen und zur Regel ihres Lebens machen würden? Welch' ein Sporn liegt in diesen Worten! Vorwärts ohne Rast und Ruh drängt das Leben in seinen geistigen und materiellen Strebungen; . . . verloren ist, wer in diesem gemeinsamen Ringen feige und faul zurückbleibt. Das Schwert des Geistes also aus der Scheide und die auf seiner Klinge blitzenden Worte: „Rast' ich, so rost' ich!" zur That gemacht! Seid ihr einverstanden, Freunde?"

„Ja! ja!" — riefen Alle.

„Also das Motto jedes Einzelnen von uns für das Leben ist von diesem Momente an?" — frug Hohenhorst noch einmal.

Da tönte, daß es die Echo's der Berge wiedergaben, ein neunfaches:

„Rast' ich, so rost' ich!"

als feierliches Gelübde durch die Lüfte. Hänisch aber schloß in hoher edler Aufregung Hohenhorst in seine Arme.

„Und nun das Letzte!" — rief dieser. — „Da wir unseren Clubb — besser gesagt, unseren Freundschaftsbund — auch trotz aller Trennung aufrecht zu halten entschlossen sind, und somit gewiß auch in Jedem von uns die innigste Theilnahme an dem Schicksale der Anderen rege bleibt, so mache ich den Vorschlag: daß wir heute in fünf Jahren alle Neune wieder hier zusammen kommen und auf derselben Stelle, auf der wir jetzt stehen, abermals

das Stiftungsfest unseres Clubbs feiern; wobei wir dann Rechenschaft ablegen wollen: ob und wie wir unserer eben angenommenen Devise: „Rast' ich, so rost' ich!" treu geblieben sind!"

„Holla ho!" — rief Maxen — „das ist ein köstlicher Gedanke!"

„Füllt die Gläser!" — jauchzte Storninghoff — „darauf den letzten Tropfen des edlen Rebensafts!"

„Schließt den heil'gen Cirkel dichter!" — rief Selbing — „schwört bei diesem goldnen Wein, dem Gelübde treu zu sein, . . . schwört es bei dem Sternenrichter!"

Und alle hoben ihre Hände auf und schwuren; dann brach, ohne Verabredung und wie von einem und demselben Gedanken in schöner Begeisterung hingerissen die ganze Gesellschaft in das herrliche Lied Schillers: „Freude, schöner Götterfunken" aus und sang es mit feierlichem Ernste, bis in dem Schluß-Chor die eben von Selbing angeführten Worte:

„Schließt den heil'gen Cirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!"

noch einmal in klangvoller Schöne hinaushallten von der Höhe des Berges in die grünen schweigenden Wälder und hinüber über den ruhig und ernst dahinwallenden Rhein.

Tief ergriffen kehrten die Freunde nach Lorch zurück, von wo aus sie, auf den Flügeln des Dampfes, mit der Eisenbahn der Vaterstadt zueilten. Eine gehobene Freudigkeit, wie sie sie bis dahin nie gefühlt, zitterte in ihren Herzen lang und schön nach.

Im Wollmagazin.

Der Mai — diesmal mit vollem Rechte Wonnemonat genannt — war vorüber und die ersten Tage des Juni hatten eine afrikanische Hitze gebracht. Ein kühles Plätzchen war jetzt eine Wohlthat, nach der sich alle Welt sehnte und die vielleicht in ganz Frankfurt Niemand in vollerem Maaße genoß, als August Selbing, der wohlbestallte Magazinier des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie.

Besagtes Geschäft besaß nämlich ein kolossales, massiv in Stein aufgeführtes, vierstöckiges Magazin, das, durch einen sehr großen Hof von dem Haupthause und dem darin befindlichen Comptoir getrennt, diese beiden von dem hinter dem Magazine liegenden Garten schied. Da nun die Fenster dieses steinernen Gebäudes auch noch zumeist durch mächtige eiserne Läden geschlossen und somit jedem Zudringen der Sonne der Weg versperrt war, so durchwehte das Innere des zu der Niederlage der Wollballen bestimm-

ten Magazines gewöhnlich eine wahrhaft erquickende Frische und Kühle.

In heißen Sommertagen war daher auch der Posten eines Magaziniers der beneidetste im ganzen Zehrmann'schen Geschäfte; zumal zu der Kühlung auch noch der große Vortheil kam, nicht unter den Argus-Augen des Prinzipals arbeiten zu müssen, der — stets von einem trockenen Hüsteln und der Angst, sich zu erkälten, geplagt — sehr selten seine Füße in diesen, den Woll-Geistern geheiligten Raum setzte.

Dies aber war gerade Wasser auf Selbings Mühle, da er — auf solche Weise vor der strengen Ueberwachung der Prinzipalität geschützt — hinter den hochaufgethürmten Barricaden von Ballen ganz ungestört die Rollen einstudiren, auswendig lernen und laut declamiren konnte, die er, als Mitwirkender an einem Liebhaber-Theater, stets in der Tasche trug.

Strudel, der Untermagazinier, — eine kleine verwachsene Figur, aber ein Mensch, der für Geld alles that, was man wünschte, ja oft noch mehr, — hielt dann an der großen Pforte des Magazins Wache, um dem, im Feuer des höchsten Kunst-Enthusiasmus mit Donnerstimme declamirenden und einstudirenden Selbing ein verabredetes Signal zu geben, wenn sich allenfalls der Herr Prinzipal zeigen sollte.

So weit war es indeß heute noch nicht gekommen, da dem Magazinier die laufende Arbeit noch nicht erlaubt hatte, seine Rolle aus der Tasche zu ziehen.

Wagen mit Wollballen kamen und luden ab; andere standen vor der Thüre, um Ballen, die verkauft waren, nach den verschiedenen Eisenbahn-Stationen zu bringen.

Selbing hatte das Ganze zu leiten.

„Kreuzmillionen Donnerwetter!“ — fluchte jetzt einer der herkulischen Abläder, wie sie Frankfurt am Main, respective seine Vorstadt Sachsenhausen, aufzuweisen hat, — „wo sein se denn, Herr Magazinier? Hie habb' ich zwanzig Balle Woll abzeliefern, die uff's Laager kumme: J. C. Z. & Comp. No. 400 bis 419.“

„Nur abgeladen!“ rief Selbing.

„Die Frachtbrief' vor die gestrig Sendung!“ — sagte ein Anderer.

„Hier!“ — entgegnete Selbing, und nahm einen Bündel Papiere aus seinem Pult, den er dem Verlangenden hinreichte.

In demselben Augenblick fuhr ein anderer Rollwagen an, um die Sendungen in Empfang zu nehmen, die neuerdings verkauft waren. Da er etwas zu nahe an den abladenden Wagen anfuhr, kamen die Fuhrleute und Abläder in Streit. Ein höllischer Lärm entstand und es regnete nicht nur Schimpfreden aller Art, sondern das Abladen der Ballen ward auch gehindert und dem zum Aufladen bestimmten Wagen der Raum versperrt.

Selbing lief ungeduldig hin und her. Er hatte heute noch viel an seiner Rolle zu lernen und diese war groß und bedeutsam, da auf dem Liebhabertheater,

dem er in's Geheim als Mitglied angehörte, in wenigen Tagen „Egmont" gegeben werden sollte und ihm die Hauptrolle zugefallen war. Wie ehrend für Selbing, den Helden dieser ausgezeichneten Göthe'schen Tragödie zu repräsentiren und welche schöne und stolze Aufgabe für ihn, den enthusiastisch begeisterten Jünger der erhabenen Kunst! Selbing schwärmte aber auch für seine hohe Aufgabe; ja er war im Geiste so sehr mit derselben beschäftigt, daß er kaum an etwas Anderes denken konnte und den kleinen buckligen Untermagazinier Strudel schon zweimal mit den Worten: „Willkommen Oranien!" angeredet hatte; worauf dieser etwas piquirt erwiderte: er sei kein Orangutang; das Beest befinde sich im Zoologischen Garten, wo es Herr Selbing für dreißig Kreuzer sehen könne. Indessen besänftigten schon sechs Kreuzer „für ein Glas Bayrisches!" wie Selbing sagte, das empörte Gemüth Strudels.

Jetzt aber war Egmont, Prinz von Gaure, — denn Selbing dachte sich schon gar nicht mehr anders — ganz außer sich über den Aufenthalt, welchen der verwünschte Streit der Fuhrknechte und Abläder verursachte: in der Zeit hätte er schon einen ganzen Act memoriren können.

Endlich fuhren die Leute, welche die zwanzig Ballen gebracht, fluchend davon.

„Gieb mir den Brief," — memorirte indeß Selbing, zwischen den hochaufgethürmten Wollballen im hinteren Theile des Magazines auf und abgehend

— „Guter ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend wohl auch so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall?“ Selbing schaute begeistert auf die gethürmten Wollballen — „bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, dahinten?“

„Herr Selbing!“ — unterbrach Strudel den begeistert Declamirenden — „bitte um zwölf Kreuzer für Wagenschmiere!“

Egmont-Selbing griff mit finsteren Mienen in die Tasche und gab Strudel das Geld. Der Untermagazinier ging, besagtes Utensil zu holen.

„Der treue Sorgliche!“ — fuhr August fort — „er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon todt ist . . .“

„Aufgepaßt!“ — rief es aus dem durch alle vier Stockwerke durchgehenden freien Raume, durch welchen die Ballen, der Bequemlichkeit wegen, von den Knechten aus den oberen Räumen heruntergelassen, oft auch heruntergeworfen wurden, selbst auf die Gefahr hin, zu zerplatzen oder auch einen unten Vorübergehenden todt zu schlagen.

Selbing wich gelassen aus.

„Daß der schon todt ist,“ — fuhr er dabei fort — „der um seiner Sicherheit willen lebt.“

„Herr Selbing!“ — sagte in diesem Augenblick einer der Magazin-Arbeiter — „der Aufläder will wissen, welche Ballen auf die Hanauer Bahn kommen?“

„Schreib' ihm" — fuhr Selbing ruhig fort und gab seiner Stimme einen recht milden Ausdruck — „schreib' ihm, er möge unbesorgt sein; ich handle wie ich soll, ich werde mich schon wahren: sein Ansehen bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen, und meines vollkommenen Dankes gewiß sein!"

Der Arbeiter sah den Herrn Magazinier erstaunt und mit offenem Munde an:

„Ja!" — sagte er dann — „der Wagen steht im Hof', aber schreiben kann ich doch nicht? er ist ja selbst da!"

„Was giebt's denn schon wieder?" — frug Egmont-Selbing zerstreut.

„Der Aufläder will wissen, welche Ballen auf die Hanauer Bahn kommen?"

„Hat man denn keinen Augenblick Ruhe!" — rief Selbing ärgerlich — „die zwanzig Ballen J. C. Z. & Comp. No. 400 bis 419!" — und er fuhr fort: „Was soll ich mehr sagen? Willst du mehr Worte machen, so steht's bei dir!"

Der Arbeiter ging kopfschüttelnd weg; der Herr Magazinier war ja heute gar freundlich und herablassend: er hatte noch nie bisher zu ihm „du" gesagt und es ihm überlassen „noch mehr Worte zu machen."

Egmont-Selbing stemmte sich jetzt mit der einen Hand auf einen alten halbzerbrochenen Stuhl, der in der Ecke stand, steckte die andere Hand in seinen Busen, hob das Haupt mit einer noblen, eines Prinzen von

Gaur würdigen Bewegung und fuhr — im Geiste den Schreiber vor sich sehend — pathetisch fort: „Es dreht sich immer um den einen Punkt: ich soll leben, wie ich nicht leben mag!"

„No. 400!" — rief der Aufläder.

„Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme..."

„No. 401!"

„das ist mein Glück!"

„No. 402!"

„und ich vertausch' es nicht . . ."

„No. 403!"

„gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes!"

„No. 404!"

„Ich habe nun zu der spanischen Lebensart . . ."

„No. 405!"

„nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; . . ."

„Himmel-Herr-Gott-Donnerwetter!" — rief der Aufläder den beim Aufladen mithelfenden Arbeitern zu — „so hebt denn doch! seid ihr Kerls ohne Kraft und Saft! No. 414!"

„nicht Lust meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz . . ."

„No. 415!"

„zu mustern. Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken?"

„Gott verdamm mich!" — rief draußen der Aufläder den Andern zu und wischte sich den Schweiß von

der Stirne, — „en Moos Aeppelwein thät wahrhaftig nix schadde! No. 416!“

„Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen?“

„Herr Selbing!“ — rief jetzt der Aufläder von seiner Arbeit her — „zohle se e Moos! es is osig hääß!“

„damit ich des folgenden gewiß sei?“ — fuhr der Magazinier fort, der, in sein Memoriren vertieft, gar nichts gehört hatte — „und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?“

„Des Os is heut' taub!“ — tönte es draußen — „No. 417!“

„Und doch berührt er immer dieselbe Saite . . .“

„Als wenn der Mensch bei der Hitz und der schwer Arbeit keen Dorscht hätt! No. 418!“

„Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind!“ „No. 419.“

„Sie machen nur irre, sie helfen nicht! Wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte . . .“

„Hanauer Bahn!“ — rief der Aufläder, schwang sich auf die Ballen und der Wagen rasselte davon.

„Ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt Jeden seines Pfades gehn; er mag sich wahren!“

In dem Augenblick ließ Strudel, der mit der ein-

gekauften Wagenschmiere zurückgekommen war, einen Pfiff erschallen.

Wie der Blitz war die Rolle aus Selbings Hand verschwunden und in die Brusttasche geflogen. „Was giebt's?“ — rief er dann, nach dem Magazin-Pulte eilend — „kommt der Alte?“

„Nein!“ — rief Strudel mit pfiffigem Lächeln halblaut zurück — „der Alte nicht . . . aber . . . die Junge! Sie sind ein Glücksvogel, Herr Selbing!“

In der That schritt jetzt die überaus schlanke Gestalt der Fräulein Johanna Zehrmann, ein Buch in der Hand, über den Hof, um durch das Magazin hindurch in den Garten zu gehen. Allerdings führte der eigentliche Weg in den Garten außerhalb des Magazines an dessen rechter Seite hin; allein es war nun einmal eine kleine Eigenthümlichkeit Fräulein Johanna's, lieber den Weg *durch* das Magazin zu wählen. Sie ließ sich dann durch Herrn Selbing die hintere Thüre, die sonst immer verschlossen war, öffnen.

Fräulein Johanna Zehrmann war übrigens, wie schon erwähnt, eine überaus schlanke Gestalt; das heißt — trotz der vierundzwanzig Frühlinge, die bereits an ihr vorübergegangen, ohne den Kelch dieser zarten Blume zu schwellen und zu erschließen — noch von den allerunschuldigsten Formen. Ihr nicht sehr starkes Haar zeigte eine asch-blonde Farbe, welche auch den Augenbrauen und den Wimpern eigen war, die

ein Paar schwärmerisch blickende matt-blaue Augen umrahmten. Sie glich dabei körperlich und geistig auf ganz ungewöhnliche Weise dem Herrn Papa, der sie ebendeßhalb wieder besonders beachtete und als höchst schätzbare Waare auf Lager hielt. Der Glückliche, der Fräulein Johanna Zehrmann einst heimzuführen hatte, durfte ja vor allen Dingen einer ungemein pünktlichen und sparsamen Hausfrau gewiß sein, die sicher — ohne Zweifel zu seinem Besten — ebenso streng auf ein pünktliches, die vorgesetzte Minute nicht überschreitendes Nachhausekommen des Mannes wachen werde, wie Papa Zehrmann dies bei der Eröffnungs- und Schlußzeit seines Comptoires that. Außerdem strickte sich Fräulein Johanna alle ihre Strümpfe selbst, war dabei eine sehr schwärmerische Natur, spielte erträglich Klavier und hatte eine Stimme, die, wenn sie sang, über vier Straßen weit gehört wurde. Die Hauptsache aber blieb: daß derjenige, der ihr Herz und ihre Hand gewann, von Papachen notorisch und von vornherein zum Theilhaber an der Firma J. C. Zehrmann und Compagnie bestimmt war.

Freilich war, trotz allen diesen verlockenden Dingen, bis jetzt noch kein Freier erschienen, sich um der Holden Hand zu bewerben; dies aber lag mit Sicherheit nur an der verkehrten Weltanschauung, der die heranreifende männliche Jugend jetzt huldigte. Papa Zehrmann sah ruhig zu; er wußte als erfahrener Kaufmann, daß manche Waare durch längeres Ablagern nur gewinne,

und sah auf der anderen Seite mit stillem Vergnügen die der Tochter bei ihrer Verheirathung mitzugebende Aussteuer noch etwas hinausgerückt. Wie es dagegen in der Tochter Herzen aussah ... das war ihr eigenes jungfräuliches Geheimniß; die böse Welt freilich und der etwas maliziöse Strudel wollten wissen, daß die Spaziergänge nach dem Garten durch das Magazin hindurch nicht ohne tiefere Bedeutung seien, zumal Fräulein Johanna alsdann die hintere Magazinthüre immer aufstehen ließ und, in einem Buche lesend, im Auf- und Abgehen den in dem Magazine Beschäftigten den Genuß ihrer öfteren Erscheinung gönnte.

Der kleine Verwachsene, mit dem nach dem Rücken gezogenen Kopf und seinen fünfundvierzig Jahren konnte natürlich dabei so wenig gemeint sein, als die Arbeiter; Summa Summarum, wer blieb übrig? ....

Aber sein Herz war wie von Stein: „den Dank, o Dame, begehr' ich nicht!" — brummte dann Selbing vor sich hin ... und ... benutzte die Gelegenheit mit ungeheurer Schlauheit, indem er die Sache als Theaterprobe betrachtete und ... mit Fräulein Johanna schmachtete.

Es war dies in der That eine äußerst praktische Uebung, durch die er nebenbei noch die Gunst des Günstlings seines Prinzipals gewann.

So war es denn auch heute der Fall. Selbing hatte ja demnächst die Liebesscenen im Egmont mit

Clärchen zu bestehen; die Uebung kam also wie gerufen. Als daher Fräulein Zehrmann im Magazin eintrat, sandte Selbing den Ruf „Clärchen!“ — natürlich mit unterdrückter Stimme — der Holden entgegen und zwar begleitet von einem so schmachtenden Blick, daß die Jungfrau sichtbar in ihrem Tiefinnersten, unter äußerem Erröthen, wonnig erschauerte. Ihre Stimme zitterte sogar leise, als sie Herrn Selbing beim Oeffnen der Pforte mit dem weichsten Ausdruck dankte. Indeß was war das gegen das Bombardement mit zärtlichen Blicken von beiden Seiten, als nun die schlanke blonde Jungfrau im Garten lesend auf- und abging. Sie sandte natürlich bei dem jedesmaligen Vorübergehen an der offenen Thüre einen zärtlichen Blick über das Buch nach der Magazin-Pforte, den Egmont-Selbing mit schmachtendem Feuer erwiederte, indem er leise die Schlußscene des dritten Aufzuges recitirte:

„Siehst du Clärchen! . . . Laß mich sitzen!“ —

er that es und benutzte einen Wollballen dazu — „Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, der bald dieses bald jenes Gesicht . . .“

Die Holde erschien und mit ihr der schmachtende Blick über das Buch. Selbing schaute mit zärtlichen Mienen hinüber; dann fuhr er memorirend fort: —

„machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt

von einem Volke, das nicht weiß, was es will; geehrt und in die Höhe getragen . . ."

Fräulein Johanna schwebte, zurückkehrend, unter Kreuzfeuer vorbei.

„von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; . . ."

„Brrr!" — machte Selbing und schüttelte sich, da hier gerade ominöserweise die schlanke Erscheinung wieder vorüber schwebte; — „beikommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — O laß mich schweigen . . ."

Aber unvorsichtiger Weise hatte sich Selbing in diesem Augenblicke von seiner Begeisterung wieder hinreißen lassen und dies „O laß mich schweigen!" so laut ausgesprochen, daß es Fräulein Johanna hörte. Sie zuckte zusammen und der Arm mit dem Buche — es waren Göthe's Wahlverwandtschaften — sank herab, während die linke Hand nach dem Herzen fuhr. Bei dem Allmächtigen: das war ja fast eine Liebeserklärung! Zu sprechen natürlich wagte der junge bescheidene Mann, der Magazinier ihres Vaters, nicht; . . . o Gott! . . . aber er bat sie ja: „O laß mich schweigen! ich liebe dich ja, . . . aber . . . ich darf nicht heraus mit der Farbe!"

Sollte man es dem jungen bescheidenen Manne nicht etwas erleichtern? Sie that, als gehe sie lesend

weiter, . . . aber . . . die Füße trugen sie nur noch zwei Schritte . . . dann mußte sie stehen bleiben. Daß es gerade hinter der Thüre war und sie hören mußte, was Selbing sprach . . . dafür konnte sie nichts. War er pfiffig . . . o so konnte er ja auf diese Weise sein ganzes Herz ausschütten, ohne irgend etwas zu wagen und aus Verlegenheit erröthen und verstummen zu müssen.

Und horch! . . . Johanna's Augen strahlten, . . . ihr Puls schlug fieberhaft; . . . wahrhaftig er bekannte! er erklärte seine Liebe und . . . so laut, so entschieden und in so zärtlichem Tone! . . . horch!

„O laß mich schweigen wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist!"

„Er meint sich, der Arme!" — flüsterte das Mädchen beide Hände auf das Herz gedrückt — „ich kann mir seinen Zustand denken!"

„Aber dieser, Clärchen, . . ."

„O Gott, er nennt mich Clärchen!" — seufzte Johanna — „wie süß!"

„der ist ruhig," — die Stimme steigerte sich mit gluthvoller Begeisterung — „offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen . . ."

„Engel!" — stöhnte Johanna leise.

„das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt!"

„O!"

„Das ist dein Egmont!"

Das war zu viel! Der schlanken Jungfrau Sinne drohten zu vergehen; . . . sie wollte eben einen leisen Schrei der Ueberraschung ausstoßen und in süßer Verschämtheit in eine gelinde Ohnmacht sinken, . . . als der grelle Ruf, „Hanna! Hanna! wo bist du!“ — ertönte. Die Jungfrau fuhr zusammen; sie kannte die Stimme: es war die ihrer jüngeren Schwester. „Hanna, es ist Besuch da!“ — ertönte es noch einmal, und in der That traten auch jetzt mehrere junge Damen, von der Kleinen geführt, in den Garten.

Johanna Zehrmann war es, als ob ein Kübel Eiswasser über sie gegossen würde; . . . sie hätte in diesem Augenblick die Schwester sammt den Freundinnen vergiften können; . . . aber . . . was war zu thun? sie rang sich empor und eilte, die Arme ausbreitend, den Eintretenden mit den Worten entgegen: „Willkommen! herzlich willkommen! meine liebe theure Emilie! — Willkommen Fräulein Aurora, ich bin entzückt von diesem Besuche!“

„Ich auch!“ — sagte Selbing, tief aufathmend, leise vor sich hin und zog das in den Garten führende Pförtchen geräuschlos zu.

Aber auch Selbing erhielt jetzt, wie dies oft geschah, Besuch. Maxen und Storninghoff traten ein.

„Herr Gott, welche Hitze!“ — rief der Erstere und blies aus vollen Backen, während sich Storninghoff die Stirne mit dem Taschentuch abtrocknete.

„Afrikanisch!“ — sagte er dabei. — „Hier aber ist's prächtig. Höre, Junge, du hast's lange gut: legst dich auf einen der vortrefflichen Wollballen, streckst die Glieder aus und schläfst im Kühlen, während wir anderen Menschenkinder da draußen bei lebendigem Leibe braten.“

„Ja wohl!“ — entgegnete Selbing lachend — „schlafen! wenn ihr wüßtet, was ich zu thun habe: das kommt und geht und die vielen Frachtbriefe und das Sortiren der Wolle . . .“

„Nun, nun,“ — meinte Maxen — „es wird nicht so gefährlich sein; aber weißt du auch, warum ich auf ein halbes Stündchen vom Comptoir durchgebrannt bin?“

„Kann es mir schon denken, Fritz!“ — versetzte Selbing lachend. — „Es kitzelt dich wieder in deiner Gurgel und juckt dich in deinem Magen.“

„Errathen!“ — rief Maxen — „und ich denke beidem hier in der göttlichen Kühle deines Reiches abzuhelfen. Storninghoff, edler Hugo, laß ein paar Flaschen Wein kommen — aber er muß im Eis gestanden haben — und etwas Kaubares dazu.“

„Danke schön!“ — sagte Storninghoff heiter — „wenn es dich nach den Fleischtöpfen Egyptens gelüstet, so trage auch die Kosten.“

„Wahnsinn!“ — rief Maxen und schüttelte lachend seine beiden Taschen aus — „hier nichts und da nichts . . . und . . . nichts mit nichts multiplizirt, macht nichts!“

„Aber um's Himmels Willen!" — fiel hier Selbing ein — „hast du denn schon wieder kein Geld? Dein Vater hat dir doch erst vor acht Tagen dreißig Gulden gegeben?"

„Ein Kunststück!" — meinte Maxen — „fünfundzwanzig Gulden war ich schuldig; fünfundzwanzig von dreißig bleiben fünf; eine Flasche Champagner — Nota-bene bien frappé — eingerechnet, bleiben Ein Gulden dreißig Kreuzer. Da komme der Teufel mit aus!"

„Fritz! Fritz!" — ermahnte Selbing — „du bist doch wahrlich gar zu leichtsinnig."

„Hugo! edler Hugo!" — rief Maxen zu Storninghoff gewandt, in einem wahrhaft herzgewinnenden Tone — „folge dem Rufe deines großen Herzens und sende die Mißgeburt Strudel nach Wein aus, ich verdurste sonst, und du wirst es nicht auf dein Gewissen nehmen wollen, ein so schönes Talent, wie das meine, auf so grauenhafte Weise mit und in mir untergehen zu sehen!"

Storninghoff und Selbing mußten lachen. Maxen hatte dies alles mit einer solchen Liebenswürdigkeit hervorgebracht, daß nicht zu widerstehen war. Storninghoff rief daher Strudel herbei und gab ihm Geld, um zwei Flaschen Wein und etwas kalte Küche zu holen; was denn auch Strudel sogleich und mit Freuden that, da er wohl wußte, daß er nicht vergessen werde.

Wenige Minuten später stand vor den drei, auf Wollballen bequem gelagerten Freunden ein alter

Magazinstuhl und auf diesem das Schwesternpaar der Flaschen benebst diversen Schinken- und Wurstbrödchen; Strudel aber hatte, während es den jungen Leuten trefflich schmeckte, ein volles Weinglas in der Hand, den Wachtposten an der vorderen Magazinthüre bezogen.

„Und wie geht es Hohenhorst?" — frug jetzt Selbing — „ich habe ihn seit einigen Tagen nicht gesehen."

„Er zittert noch in Mai-Wonnen, um mich poetisch auszudrücken!" — sagte lachend Storninghoff, behaglich sein Gläschen schlürfend, — „und brütet, wenn er nicht auf dem Comptoir ist, über Lenz-Gedichten."

„Nun," — versetzte Selbing — „ich bin überzeugt, daß er wieder manch' Schönes zuwege bringt. Er ist eine echt poetische Natur, begabt mit reicher Phantasie."

„Und ein guter Kerl!" — rief Maxen.

„Ein edler, tiefer Charakter!" — ergänzte Selbing.

„Nur meist — wie Hänisch auch — etwas zu ernst!" — meinte Storninghoff. — „Ich liebe die Jugend heiter. Zum Kukuk! wann soll man denn tolle Streiche machen, als wenn man noch jung ist? Hat man erst seine Dreißig auf dem Rücken oder gar das Unglück verheirathet zu sein, . . . dann ist der Spaß zu Ende. Aber sagt dies einmal den beiden Philosophen; sie werden euch in moralisch-philosophischem Eifer an den Kopf springen."

„Und Häniſch wird dabei alle Tugendſpiegel, Helden und Größen der Griechen und Römer aus der Vergangenheit heraufbeſchwören!“ — rief Maxen. — „Ich glaube der wird noch Profeſſor.“

„Denkt nur, was mir geſtern wieder bei Hohenhorſt begegnete!“ — ſagte Storninghoff.

„Nun?“ — frugen die beiden Anderen, indem Maxen austrank und ſich wieder einſchenkte.

„Ihr wißt, daß man aus den Fenſtern ſeines Zimmers, in jene des ſtattlichen Hauſes ſehen kann,“ — berichtete Storninghoff — „das von der gräflich Huttingsfeld'ſchen Familie bewohnt wird.“

„So iſt's!“ — ſagte Selbing.

„Nun,“ — fuhr Storninghoff fort — „vor einiger Zeit bemerkte ich an einem dieſer Fenſter einen prächtigen Mädchenkopf: Locken, wie die Nacht ſo ſchwarz, . . . Augen, wie Kohlen . . .“

„So ſchwarz?“ — frug Maxen luſtig.

„So ſchwarz, und doch auch wieder leuchtend und ſprühend, als ob ſie feurig wären.“

„Man merkt, Hugo, daß du in der neueren Zeit Freund Hohenhorſt ungemein häufig beſuchſt,“ — ſpöttelte Maxen — „du biſt von der Poeſie angeſteckt.“

„Sage lieber, der ſchwarzlockige und ſchwarzäugige Engelskopf habe mich zum Dichter gemacht!“ — rief Storninghoff begeiſtert — „und dabei der blendend weiße Teint, auf den Wangen von einem zarten Roth

angehaucht, . . . Lippen wie Kirschen und ein Lächeln . . . ein Lächeln! . . ."

„Ilo, trinkt nicht mehr!" — rief hier in komischem Pathos Selbing, indem er seine Hand auf Storninghoffs Arm legte, der eben das volle Glas zum Munde führen wollte. — „Der Wein erhitzt dein Blut! Du wirst ja zum fanatischen Schwärmer!"

„Und wer ist diese Göttin, wenn man fragen darf?" — fiel hier Maxen ein.

„Aurora, die junge Gräfin Huttingsfeld."

„Wer?"

„Nun Fritz, hast du keine Ohren? Aurora, die junge Gräfin Huttingsfeld!"

„Zum Teufel!" — rief Maxen und brach in ein tolles Lachen aus — „die ist ja noch ein Backfischchen!"

„Ja," — meinte Storninghoff — „sehr jung ist sie noch, — ich denke vierzehn Jahre — aber das ist ja gerade das Schöne."

„Und hat sie dir ihre neueste Puppe gezeig?" — fuhr Maxen spöttelnd fort und entkorkte die zweite Flasche.

„Spotte nicht!" — meinte Storninghoff, seinen kleinen Schnurrbart wohlgefällig streichend — „das Backfischchen hat es hinter den Ohren; alsdie Kleine merkte, daß ich entzückt von ihrem Anblick sei, fing sie auf die feinste Art zu coquettiren mit mir an; und als ich die kommenden Tage, genau zur selben Stunde,

wieder an Hohenhorst's Fenster stand, war sie richtig auch wieder da."

„Verfluchter Kerl, der Storninghoff!" — rief Maxen, — „und was sagte Hohenhorst dazu?"

„Das wollte ich ja gerade berichten!" — versetzte der Andere. — „Anfangs merkte er nichts davon, da er mir in heiligem Eifer aus Tasso's „befreitem Jerusalem" vorlas; als er aber vor ein paar Tagen bemerkte, daß ich meiner kleinen Göttin reizendes Gesichtchen abzeichnete — wozu sie, unter uns gesagt, mit einem zauberisch-neckischen Lächeln stille hielt" —

„Die fängt früh an!" — meinte Maxen.

„überschüttete er mich mit einer wahren Sündfluth von Vorwürfen."

„Und du?" . . .

In diesem Moment ertönte ein Pfiff und Strudel sprang von dem Magazinthore mit den Worten zurück:

„Der Alte! um Gottes Willen fort mit Allem! . . . Herr Zehrmann kommt!"

Ein siebenfacher Donner aus himmelblauen Höhen hätte die drei Freunde nicht mehr erschrecken können, als dieser Ruf.

„Wohin aber?!" — schrien, von Schrecken bleich, Storninghoff und Maxen zugleich.

„Hinter die Wollballen!" — rief Selbing, indem er mit großer Fertigkeit und unter Beihülfe Strudels Flaschen und Gläser ebenfalls zwischen zwei Wollballen steckte.

Storninghoff und Maxen waren indeß wie Katzen an den hochaufgeschichteten Ballen hinaufgeklettert und verschwanden im nächsten Augenblicke hinter denselben. Im gleichen Momente standen Selbing und Strudel am Sortirtisch, ungemein eifrig damit beschäftigt: die ausgebreitete Wolle in Elektoral, Prima, Sekunda, Tertia und Quarta zu sortiren.

Zwei Minuten später trat Herr Zehrmann, begleitet von seinem trockenen Hüsteln, in das Magazin. Ober- und Unter-Magazinier grüßten ihn ehrerbietig; der Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie neigte, mit einem verdächtigen Blick auf den Fleiß der Beiden, leise sein Haupt und schritt, ohne ein Wort zu sagen, durch die Reihen der Ballen.

Das Unglück führte ihn gerade in die Gegend derjenigen Woll-Barrikade, hinter welcher die Freunde steckten.

„Strudel!“ — rief er.

Der kleine höckerige Mann, mit dem immer nach hinten geneigten Kopf, kam mit der lächelnden Freundlichkeit herangetrippelt, die ihm, wie allen Augendienern, eigen war.

„Zu Befehl, Herr Prinzipal!“

„Warum sind die Ballen hier so hoch aufgeschichtet?“

„Um Raum zu gewinnen, Herr Zehrmann!“

„Dummheit!“ — brummte dieser — „als ob in dem Magazin nicht Raum genug vorhanden sei. Können

zusammenrutschen. Die obersten wegnehmen lassen, ... dorthin legen!"

Selbing und Strudel klopfte das Herz zum Zerspringen. Wenn die beiden Freunde von dem, ohnehin so argwöhnischen Herrn Zehrmann entdeckt wurden, konnte man darauf gefaßt sein, daß sie als Diebe, die sich eingeschlichen, behandelt werden würden. Welch' ein Mord-Scandal mußte dies geben und zu welch' unseligen Verwicklungen und Folgen für Selbing konnte es führen.

Und doch mußte dem Befehl des Herrn Prinzipals gehorcht werden.

„Michel!" — „Balser!" — rief Strudel. Die beiden Arbeiter erschienen.

„Die obersten Ballen hier — mit Vorsicht — herunternehmen!" — kommandirte der Kleine, die Worte „mit Vorsicht" betonend und gegen die Arbeiter mit einem vielsagenden Blick begleitend.

„Ja, mit Vorsicht!" — wiederholte Herr Zehrmann hüstelnd — „es kam mir sogar vor, als habe sich der oberste Ballen oben schon ein wenig bewegt."

Selbing zitterten die Kniee; er warf die schönste Prima und Quarta durcheinander.

„Kommt wohl nur!" — meinte Strudel keck — „weil der Michel so hart aufgetreten ist."

Herr Zehrmann sah sich einen Augenblick um, als er plötzlich auffuhr; er hatte Jemand nießen hören

und der Schall däuchte ihm von den oberen Ballen herzukommen.

„Was war das, Strudel?“ — frug er ernst — „kam das nicht von da oben her?“

„Bitte um Verzeihung, Herr Prinzipal!“ — sagte Strudel, rasch gefaßt, — „der Balser war's!“

„Donnerwetter!“ — rief jetzt mit einemmale einer der Arbeiter. Er hatte Maxens Kopf hinter einem der Ballen entdeckt.

Selbing hielt sich an den Sortirtisch; denn die Beine fingen an, ihm den Dienst zu versagen.

„Was ist's?“ — frug Herr Zehrmann streng; schon aber hatte Strudel, der hinter seines Prinzipals Rücken getreten war, — bedeutsam nach dem fluchenden Arbeiter blickend, — den Finger der einen Hand auf den Mund gelegt und hielt nun mit der andern Hand ein Geldstück empor.

Das wirkte: „Ich hab' mir den Fuß verrenkt!“ entgegnete der Arbeiter und schob den verhängnißvollen Ballen so, daß Maxen schnell hinter einen andern schlüpfen und sich verbergen konnte.

Selbing und Strudel athmeten auf; Herr Zehrmann aber wandte sich nach einer andern Gegend.

„Wie steht es mit der Verladung der zwölf Ballen nach Nürnberg?“ — frug er jetzt Selbing.

„Ist besorgt, Herr Zehrmann!“ — entgegnete Selbing, dem es indeß auffiel, daß der Prinzipal von „zwölf“ Ballen sprach und ihm war es doch, als

habe er „zwanzig“ verladen lassen. Er war freilich vorhin, als die Ballen abgeholt wurden, gerade so eifrig mit dem Memoriren seiner Rolle beschäftigt gewesen, daß es verzeihlich erschien, wenn ihm die Sache nicht mehr klar vor Augen stand.

Da schlug plötzlich der alte Herr die Hände zusammen und rief:

„Ei du lieber Herr Jesus, was ist denn das?! Sie sagen, Selbing, die zwölf Ballen an Gebrüder Neidhardt in Nürnberg seien verladen?“

„Nun ja!“

„Da sagt der Mensch auch noch „ja!“

„Ich begreife nicht . . .“ stammelte Selbing, dem etwas Entsetzliches dämmerte . . .

„Ich begreife Sie auch nicht! Wie können Sie denn sagen, die Ballen seien verladen? Da liegen sie ja alle zwölfe, wie die heiligen Apostel bei einander.“

Selbing stand erstarrt, während Strudel hinter seinem Rücken sich in's Fäustchen lachte.

„Nun, was stehen Sie denn da, und glotzen die Ballen an, als ob es Nielpferde seien?“ — rief jetzt, von seinem Hüsteln halb erstickt, der ergrimmte Geschäftsmann. — „Haben Sie denn keine Augen im Kopf? G. N. No. 104, 105, 106, 107, 108, 109, u. s. w.!“

„Aber . . . .“

„Was aber? wo haben Sie wieder Ihren Kopf? Sie werden doch um aller Heiligen Willen in Ihrem

Geschußel und Gedußel keine falschen Ballen verladen haben?"

„Ja . . ." — stammelte Selbing, der wie vom Donner gerührt dastand und dem, wie einem Verbrecher, das schuldbewußte Herz schlug, da sein Gewissen ihm sagte, daß er, statt seiner Verpflichtung getreu, die Verladung zu überwachen, sich, über das Memoriren der Rolle, gar nichts um sie bekümmert habe.

Aber aufgeladen und zur Eisenbahn geführt hatte man doch zwanzig Ballen.

„Und wo sind die heute früh neu angekommenen zwanzig Ballen J. C. Z. & Co. No. 400 bis 419"? — frug jetzt der alte Herr mit todtenbleichem Antlitz.

Da fiel es wie Schuppen von Selbings Augen: O unglückseliger Egmont, Prinz von Gaure! In der Zerstreutheit hatte Selbing diese neu angekommenen zwanzig Ballen statt der nach Nürnberg bestimmten zwölfe zur Eisenbahn geschickt.

Zitternd gestand es der Unglückselige, indem er wie besessen nach Hut und Rock lief, um auf die Hanauer Bahn zu rennen und womöglich die Sache zu redressiren.

Der alte Herr aber war händeringend auf den Stuhl gesunken, auf welchem, noch wenige Augenblicke zuvor, die Weinflaschen und Schinkenbrödchen so gemüthlich nebeneinander gethront hatten. Strudel biß

sich auf die Lippen und hinter den gethürmten Wollballen schauten vorsichtig zwei jugendliche Gesichter hervor.

„Sie Esel! Sie Dummkopf!“ — schrie dabei unter lautem erstickenden Husten Herr Zehrmann — „Sie tragen alle Kosten und sollten sie hundert Thaler und mehr ausmachen! O du lieber Herr Jesus! woran hat der Mensch jetzt wieder gedacht! Ruinirt noch das ganze Haus! . . . blamirt die Firma! . . . ist ein Nagel an meinem Sarg! . . . was werden Gebrüder Neidhardt sagen?! . . . aber ich jage den Menschen weg! . . . ich kann ihn in meinem geordneten Geschäftshause nicht brauchen! . . .“

„Und wo war er, Strudel?“ — schnaubte der Alte jetzt den Untermagazinier an, da Selbing längst davon gelaufen und sich in eine Droschke geworfen hatte, die zwanzig unberechtigten Reisenden wo möglich noch im Bahnhofe abzufassen. Strudel kam indeß nicht zur Antwort, da auf den Lärm hin, der sich im Magazin erhoben und bei welchem Fräulein Johanna zu ihrem Staunen und Entsetzen die Stimme ihres Vaters erkannt hatte, diese — die Freundinnen hatten sich verabschiedet — rasch durch die zum Garten führende Thüre eingetreten war. Sollte Selbing am Ende schon so kühn gewesen sein, getrieben von Leidenschaftlichkeit seine Liebe zu ihr dem Vater zu bekennen?

Zu ihrer jungfräulichen Beruhigung erfuhr sie indeß, daß es sich hier nicht um sie und eine Ver-

bung um ihre Hand handle, sondern nur um einige durchgebrannte Wollballen „und eine unbegränzte Nachlässigkeit und Zerstreutheit Monsieur Selbings!“ wie der Vater sagte. Aber wie furchtbar schwer fiel nun wieder dieser Vorwurf der zarten Blondine auf die Seele: O Gott! sicher trug sie ja durch ihr Erscheinen die Schuld; ... durch ihre Erscheinung, die das Herz und den Geist des Geliebten so in Anspruch genommen, daß er, in seiner Liebesschwärmerei für sie, alles Andere vergessen!

Und nun sollte er um ihretwillen leiden! sollte — ihre Kniee bebten — aus dem Geschäft gestoßen, von ihrer Seite vertrieben ... ihr vielleicht dadurch ganz entrissen werden!

Und wohin konnte dies Selbing treiben? Johanna schauerte in sich zusammen ... sie sah schon im Geiste, wie sich der Geliebte aus Liebesgram selbst den Tod gab!

„Papa!“ — rief sie daher mit zitternder Stimme hocherröthend — „laß Strudel sich entfernen, ich habe dir etwas im Vertrauen zu sagen.“

„Die Firma J. C. Zehrmann und Compagnie so zu compromittiren! ... dieses alte ehrwürdige Haus!“

„Papa! lieber Papa!“

„Laß er uns allein, Strudel! — und woran der Mensch nur gedacht haben mag?“

„An mich! an dein geliebtes Kind!“ — hätte die

Tochter gern geantwortet; aber keusche Verschämtheit schloß ihr für jetzt noch den Mund.

„Und was willst du, Johanna?“ frug der alte Herr finster — „ich zittre und bebe noch an allen Gliedern!“ —

„Liebes Papachen!“ — lispelte die Holde — „vergeben Sie diesmal Herrn Selbing!“

„Nimmer!“ — rief Zehrmann so laut, daß er nahe daran war, am Husten zu ersticken.

Fräulein Johanna klopfte ihm sanft und besorgt den Rücken; dann, als der alte Herr wieder zu sich gekommen, strich sie ihm zärtlich die Wange und sagte — „schonen Sie sich, liebes Papachen und rechnen Sie dem armen Selbing den Fehler, den er heute begangen, nicht so hoch an.“

„Ei was!“ . . .

„Vielleicht . . . daß etwas für ihn sehr Wichtiges seinen Geist auf Momente . . .“

„Sehr Wichtiges? ich möchte wissen, was es für einen jungen Mann Wichtigeres giebt als seine Pflicht zu erfüllen.“

„Nun!“ — meinte die schlanke Jungfrau und schlug die Augen verschämt nieder — „es könnte ja vielleicht . . . doch sein . . .“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Es giebt . . .“

„Du hast ein zu gutes Herz, mein Kind!“ — sagte hier Herr Zehrmann, etwas milder gestimmt, indem er seine Lieblingstochter auf die Stirne küßte. — „Dieser Selbing“ . . .

„Er ist . . .“

„Was?“ — frug der Vater erstaunt.

„Von guter Familie“ . . . .

„Mag sein; hilft mich aber nichts, wenn er seinen Kopf nicht bei sich hat.“

„O, er hat ihn gewiß bei sich!“ — meinte Fräulein Johanna — „und ich wollte schwören . . . auch . . . ein gutes Herz.“

Der Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie sah seine Tochter erstaunt an: „wie ist mir denn,“ — sagte er dabei, — „du nimmst dich ja dieses ewig zerstreuten Menschen gewaltig warm an!“

„Weil ich ihn sammeln möchte.“

„Wie?“

„Ich wollte sagen, weil ich wünschte, daß er . . .“

„Nun?“

„Ach, lieber Papa!“

„So sprich denn doch . . .“

„Ich . . .“

„Nun was denn?“

„Ach! ich schäme mich, es zu sagen.“

„Hat er noch einen dummen Streich gemacht?“

„Das nicht; aber . . . ich glaube . . .“

„Du glaubst . . .“

„Ich trage mit die Schuld . . .“

„Doch nicht, daß er die Ballen falsch versandt hat?“

„Gerade dies!“

„Du?“

„Gestehe ich es nur . . . aber sehen Sie mich nicht an, Papachen, ich vergehe sonst vor Scham!“

„Ich stehe sprachlos.“ —

„Ich glaube . . . er hat den Fehler gemacht, . . . weil er zuviel an mich gedacht hat.“

„Weil . . . er . . . zuviel . . . an dich . . . gedacht hat!“ — wiederholte Papa Zehrmann und stand da, als ob ihm sein Buchhalter, Herr Leimgert, eben zugerufen hätte: die Bücher zeigen es, das Haus J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main ist banquerott! — Ja!“

Aber die schlanke Tochter ließ ihm keine Zeit zum Ueberlegen, sondern fiel ihm um den Hals und rief:

„Vergebung, Papachen, Vergebung für mich und ihn, . . . ich glaube . . . er liebt mich . . . und ich ihn!“

Aber der Himmel selbst mußte Gefallen an diesem Geständnisse haben, denn man hörte ganz deutlich ein: „Göttlich!“ Vater und Tochter waren indessen in diesem Momente für alles Aeußere unempfindlich, da

erstere in jungfräulicher Scham und Verlegenheit ihr Gesicht an dem väterlichen Busen barg und Papa Zehrmann selbst ein treffliches Gegenstück zu der zur Salzsäule gewordenen Frau des Lot abgab.

Aber das Leben kehrte bald dem alten Herrn zurück und mit ihm seine alte Gelassenheit. Nachdem er sich sanft von der Tochter befreit und aus der silbernen Tabacksdose eine tüchtige Prise genommen hatte — wobei er die Dose dicht unter die Nase hielt, damit kein Tabak verloren gehe, — ergriff er der Verschämten linken Arm, . . . fühlte bedächtig ihren Puls, . . . sah ihr einige Minuten schweigend in's Gesicht und sagte dann:

„Liebes Kind, komm, . . . lege dich zu Bett und trinke etwas Kamillenthee. Ich fürchte, du hast dir bei der Hitze ein Fieberchen zugezogen."

Und damit nahm Herr Zehrmann den Arm seines todtenbleich gewordenen Kindes und führte es aus dem Magazin dem Haupthause zu.

Zwei Minuten später sprangen Maxen und Storninghoff von der Wollbarricade herab und brachen in ein so unbändiges Lachen aus, daß sie sich die Seiten halten mußten.

„Schelmenaugen“.

Der Charakter eines Menschen ist nicht blos Folge seiner Naturanlagen, noch das abstrakte Resultat seiner Erziehung, sondern ein Erzeugniß, das aus der Wechselwirkung beider hervorgeht. Schön ist das Wort Charakter von dem griechischen „prägen“, „stempeln“ abgeleitet, da sich in dem Charakter eines Menschen in der That sein ganzes Wesen ausprägt und den Stempel seiner vorherrschenden Denkart und Handlungsweise trägt.

Naturgemäß wird sich nun aber auch ein jeder feste und ausgeprägte Charakter in allem was sein Träger thut, selbst in seiner äußeren Erscheinung und Umgebung, nicht nur äußern, sondern auch auf das Entschiedenste wiederspiegeln. So verräth namentlich auch das Zimmer eines jungen Mannes, — insofern keine weibliche Hand sorgend darin waltet — zumeist auf den ersten Blick, welchen Geistes Kind der Inhaber sei.

Hohenhorst, der Sohn eines bemittelten Kaufmanns in Braunschweig, wohnte an seinem jetzigen Aufenthaltsorte Frankfurt bei einer anständigen bürgerlichen Familie in Miethe. Ein mäßig großes Zimmer und ein Schlafcabinet bildeten seine Wohnung. Aber wie reinlich war hier alles und wie angenehm sprach den Eintretenden die Ordnung an, die hier herrschte.

Vor den beiden Fenstern standen Blumentöpfe mit blühenden Pflanzen; die Fenster selbst rahmten einfache aber blendend weiße Vorhänge ein. Auf dem erhöhten Theile des Schreibtisches standen, zur Rechten und zur Linken, die Gyps-Büsten Schillers und Göthe's, in der Mitte von der Büste Shakespeare's überragt. Bücher und Papiere lagen in großer Ordnung auf dem Pulte und selbst Feder, Bleistift und Lineal behaupteten augenscheinlich einen bestimmten Platz neben dem hübsch geformten und sauber gehaltenen Schreibzeug. Ein paar größere Bilder in vergoldeten Rahmen: „Weimar's goldene Tage" und „Raphael Sanzio besucht Michel Angelo in einer römischen Osteria," schmückten die Hauptwand, an welcher unter einem Spiegel ein kleines Sopha und vor diesem der, mit einer Decke überbreitete, Tisch stand. Einen höchst originellen und poetischen Anstrich gewann aber das Zimmer durch eine herrliche Epheulaube, die, aus grünangestrichenen Kübeln herauswachsend, ein Plätzchen abgab, das wie zum Dichten geschaffen schien. Der Laube gegenüber erhob sich dann noch ein hübscher

Bücherschrank, dessen Hauptzierden die deutschen Klassiker und einige hervorragenden französische und englische Dichter bildeten. In der Laube selbst war seit neuerer Zeit unter Glas und Rahmen, von Hohenhorst's eigener Hand zierlich in Rond geschrieben, der Wahlspruch angebracht: „Rast' ich, so rost' ich".

So athmete Alles hier, bei großer Einfachheit, einen poetischen Geist und einen eigenthümlich wohlthuenden Schönheitssinn; durfte man da nicht mit Recht schließen, daß der Inhaber dieser kleinen Wohnung ein Mensch von edlem, tiefem und schönem Charakter sein müsse, — ein warmer Verehrer alles Edlen und Großen, — ein Mann von geistigem Streben und reicher Phantasie, — mit einem Wort eine echt poetische Natur?

Und das war denn auch in der That bei Hohenhorst der Fall. Ein begeisterter Verehrer aller Dichter und sich selbst in stillen Stunden zu poetischen Versuchen emporschwingend, gab es für ihn keinen höheren Genuß, als sich in die Meisterwerke berühmter Schriftsteller zu versenken und ihre Schönheiten bis auf den letzten Tropfen auszukosten. Literatur und Geschichte waren seine Hauptstudien, und der einzige Schmerz, der sich durch sein junges Leben hinzog, bestand darin: daß ihm das Schicksal nicht vergönnt hatte studiren und eine streng wissenschaftliche Laufbahn wählen zu können — aber sein Vater war

Kaufmann und hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, zumal er des alten Herrn eignes Geschäft, als einziger Sohn, einst übernehmen sollte.

Zu jung noch und zu bescheiden — allzugroße Bescheidenheit war überhaupt ein Cardinalfehler des jungen Mannes — um dem Vater entgegenzutreten, fügte er sich denn auch dem einmal ausgesprochenen elterlichen Willen und trat in den Kaufmannsstand ein. Mit den Jahren freilich machte sich dieser Zwiespalt zwischen dem naturwüchsigen inneren lebendigen Drang der Seele und dem widernatürlich aufgedrungenen Berufe geltend: Hohenhorst fühlte sich oft recht unglücklich; ja es gab Stunden, in welchen er — dem Gedanken nachhängend, seinen wahren Lebensberuf verfehlt zu haben, — in völlige Melancholie verfiel. Deß' ohnerachtet hielt er streng an seiner Pflicht und wenn ein scharfer Beobachter auch hätte voraussagen können, Hohenhorst werde niemals ein besonders tüchtiger Kaufmann werden, so nahm er es doch mit gar vielen Andern seines Faches auf und überragte dabei jedenfalls an geistiger Bildung fast alle seine Fachgenossen. Welch' schöne geistige Welt er sich dann noch, außer den Comptoirstunden, in seinem Inneren aufbaute, das war seine Sache; ... aber auch seine einzige Freude und sein stilles Glück. Dabei gab er seinen Vorgesetzten nie Gelegenheit zu irgend einem ernstlichen Tadel.

Hohenhorst war eben, nach Schluß des Comptoirs eingetreten. Seine äußere Erscheinung war schlicht und doch lag etwas in ihr, was man fast imponirend hätte nennen können: es war der unwillkürliche Ausdruck innerer Gediegenheit und ein nicht zu verkennender Ernst in der Auffassung des Lebens, der sich sogar ganz charakteristisch in dem fein geschnittenen und stets fest geschlossenen Munde kund gab. Ueberhaupt waren Hohenhorsts Züge von edlem Gepräge, ohne gerade schön zu sein. Das weiche braune Haar legte sich fast zu schlicht über die hohe Stirne; wogegen der im Entstehen begriffene Backenbart dem Gesichte des jungen Mannes schon sehr frühe etwas Männliches gab. Auch in der Kleidung herrschte bei Hohenhorst stets Einfachheit, ohne die Forderungen des Anstandes und eines guten Geschmackes auszuschließen. Hierin zeigten sich — er und Hänisch — als gerade Gegenfüßler von Selbing und Storninghoff, die beide sehr viel auf Feinheit in der äußeren Erscheinung und Mode hielten; ja bei dem Letzteren spielte die Sorge, den neuesten Modejournalen stets Ehre zu machen, eine nur zu große Rolle. Hugo von Storninghoff erschien nicht nur immer als Gentleman, seine Gedankenwelt bewegte sich auch namentlich um dies modische Erscheinen . . . und . . . um Mädchen, obgleich es sich bis jetzt bei ihm in der That nur um Tändeleien handelte.

Als Hohenhorst in seine Wohnung eingetreten

war, und es sich, nach der Hitze des Tages, leicht gemacht hatte, setzte er sich in die Epheu-Laube und nahm Tasso's „Befreites Jerusalem", das auf einem kleinen runden Tischchen vor ihm lag, zum Weiterlesen auf. Er hatte indessen noch keine drei Strophen gelesen, als er, ein leichtes Wölkchen des Unmuths auf der Stirne, die Hand mit dem Buche wieder sinken ließ. Rasche Schritte ließen sich von der Treppe her hören und er wußte, wer es war, und ... warum der Jemand kam.

Der Jemand aber war natürlich niemand Anderes als Storninghoff. Mit einem: „guten Abend Karl!" — stand denn auch Hugo in der nächsten Minute vor Hohenhorst. Seine Toilette mußte ihm heute noch eine Stunde mehr gekostet haben, als sonst; ... sie war untadelhaft und hauchte, im Vereine mit den Haaren, die in schönen braunen Locken, wohl frisirt, um die Stirne fielen, einen ganzen Frühling an Duft aus. Aber das wohlgefällige Lächeln, das in Storninghoffs Zügen lag, und die flüchtig verstohlenen Blicke, die er im Vorübergehen auf sein Bild im Spiegel warf, bewiesen auch, daß er mit sich zufrieden sei.

Hohenhorst merkte es und lächelte ebenfalls; schnell aber trat, in Folge eines logischen Schlusses, ein ernsterer Ausdruck an die Stelle dieses Lächelns.

„Hugo!" — sagte er — „willst du mir einen Gefallen thun?"

„Mit Vergnügen! und welchen?“ — entgegnete Storninghoff.

„Ich habe dich gestern schon darum gebeten.“

„Freund!“ — rief Storninghoff lachend — „sollte das wirklich dein Ernst gewesen sein?“

„Er war es, und ich würde es dir hochanrechnen, wenn du meiner Bitte Folge leisten wolltest.“

„Nicht mehr zu dem Fenster hier hinauszusehen?“

„Ja!“

„Das heißt also, Freundchen, du setzest mich vor die Thüre!“

„Unsinn! Dein Besuch ist mir immer lieb, wenn du vernünftig bist! . . .“

„Danke für's Compliment!“ — rief Storninghoff lachend —

„Nur mußt du . . .“

„Nicht mehr nach dem schwarzlockigen Engelskopf blicken!“ — fuhr Storninghoff lustig fort.

„Hugo!“ — sagte Hohenhorst — „es ist eine Gräfin Huttingsfeld . . .“

„Was liegt daran!“

„Und noch ein vollständiges Kind!“

„Um so schöner!“

„Wie?“

„Ich will mit dem Backfischchen nicht mehr als eine Tändelei!“

„Und du siehst nicht ein, wie unrecht dieß ist?“

„Es ist ein Scherz und weiter nichts.“

„Hugo, sei edel und laß die Sache!“

„Ich kann nicht; mein Herz muß immer etwas Derartiges zu spielen haben, und ich bin gerade jetzt ohne irgend eine Liebschaft!“

„Und warum willst du dem Kinde den Kopf verrücken?“

„Hat sie es mir nicht auch angethan? und macht dem Mädel nicht die Sache selbst Spaß?“

„Du handelst unrecht, wenn du dieß leichtfertige Spiel fortsetzt. Das Kind ist, wie die meisten unserer vornehmen Dämchen, coquett, — jetzt wohl noch auf kindliche Weise. Du aber bist alt genug, um einzusehen, daß es unverantwortlich von dir wäre, wolltest du dieser kindlichen Coquetterie, einzig und allein zu deiner Unterhaltung, Nahrung geben.“

„Hohenhorst, edler Prediger in der Wüste! ... ich beschwöre dich ...“

„Nein, ich lasse dich nicht! Das Schönste einer ächten und wahren Freundschaft ist, daß sie in demselben Grade wächst, in welchem sich die Befreundeten in einem gemeinsamen edlen Streben aufschwingen. Wir haben uns dies Alle gelobt, und ich werde mein Wort halten, zugleich aber auch Allem entgegen treten, was von diesem Wege abführt.“

„Du bist ein schrecklicher Moralist!“ — rief Storninghoff lachend. — „Was ist nun die ganze Ge-

schichte: sie ist noch ein Kind und Kinder spielen gern mit ihrer Puppe; nun gut, sie soll mich dafür nehmen — ob die Puppe klein oder groß, ist ja ohnehin einerlei!"

„Aber es ist nicht einerlei, wohin dies Puppenspiel führt!" — meinte Hohenhorst ernst.

„Gut!" — sagte Storninghoff, der nachgerade ärgerlich zu werden anfing, — „so werde ich dich nicht länger mit meinem Besuche belästigen."

Und er griff nach seinem Hut und dem zierlichen Stöckchen mit dem goldenen Knopfe, das er vorhin auf den Tisch geworfen.

„Ist das nun wieder vernünftig?" — rief Hohenhorst, den Freund mit dem Ausdruck der offensten Herzlichkeit anschauend und mit beiden Händen festhaltend. — „Weil ich dir einen gutgemeinten Rath gebe und dich freundschaftlich bitte verständig zu sein, willst du mir böse werden."

„Du langweilst mich!"

„Wir wollen auf einen Compromiß eingehen; wobei du sehen sollst, daß ich doch kein so gar arger Moralist bin und auch Scherz verstehe."

„Und der wäre?"

„Ich habe mich, als Dichter, in deine verliebte Laune hineinversetzt . . ."

„Du?"

„Ich! — und ein Gedicht, in Betreff der Schelmenaugen da drüben, zu Papier gebracht."

„Sieh einer den Menschen an, wie er es hinter den Ohren hat! Mich zankt und schmäht er, weil ich nach dem kleinen schwarzäugigen Hexchen ausschaue, und er . . . macht Gedichte auf ihre Augen!“

„Wobei nur der Unterschied obwaltet, daß die Kleine von meinem Gedicht nie etwas erfährt; deine verliebten Blicke aber . . .“

„Laß mich das Gedicht hören!“

„Das gehört in den Compromiß.“

„Wie so?“

„Also: wenn du mir versprichst, nicht mehr von meinem Fenster aus hinüber zu sehen . . .“

„So?“

„Nun, so sollst du das Gedicht hören . . .“

„Ei, wie gütig!“

„Und es haben.“

„Wirklich?“

„Du magst es dann, wie Faust, als ein „Strumpfband deiner Liebeslust“ auf deinem Herzen mit dir tragen!“

„Laß hören!“ — rief Hugo, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß.

Hohenhorst ging zu seinem Schreibtisch, blätterte unter seinen Papieren, nahm eins davon heraus und sagte:

„Hier ist es! und ich habe es dir gleich hübsch säuberlich abgeschrieben.“

„Du bist ein famoser Mensch! Aber lass' hören!"
Und Hohenhorst las:

„Wie oft habt ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen!
Wenn, hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.
Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!

Ich weiß nicht, spracht von Liebe ihr,
Ihr holden Schelmenaugen!
Es war, als ob ein Himmel mir
Entzückt in's Herz wollt' tauchen.
O Aeuglein, Aeuglein, schließt euch zu,
Ihr nehmt mir sonst des Lebens Ruh,
Ihr holden Schelmenaugen.

Und doch! . . . o könnt' es möglich sein,
Ihr holden Schelmenaugen!
Vielleicht seh' ich nur Neckerei'n
Aus eu'rer Tiefe tauchen.
Ach! wüßt' ich dies, o Herzensnoth,
Dann gäb' ich mir gleich selbst den Tod,
Vor euch, ihr Schelmenaugen!

Wie oft habt' ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen,
Wenn hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.
Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!"

„Bravo!“ — rief Storninghoff entzückt und langte mit auffallender Hast nach dem Blatt.

„Aber auch Wort halten!“ — sagte Hohenhorst.

„Gewiß!“ — versetzte der Freund — „und damit ich nicht in Versuchung komme, dennoch nach den Schelmenaugen zu schauen, will ich mich sogleich damit von dem gefährlichen Terrain hier fortmachen.“

„Nun, das eilt ja nicht so!“ — meinte Hohenhorst — „bleibe noch einen Augenblick. Wo steckt denn Selbing?“

Aber bei dem Namen Selbing brach Storninghoff in ein unbändiges Lachen aus, und als der Freund ihn um den Grund dieses homerischen Gelächters bat, erzählte er ihm mit köstlichem Humor die ganze Magazin-Geschichte.

„Heißt das nicht ein tolles Glück haben,“ — rief er dabei — „ohne alles Dazuthun, so mir nichts dir nichts, von einem schlanken, schauerlich blonden Engel geliebt zu werden.“

„Ihr habt ihm doch nichts von dem zufällig erlauschten Geständniß des Mädchens gesagt?“ — frug Hohenhorst ernst.

„Zum Teufel auch!“ — rief Storninghoff lustig — „das war ja gerade der Spaß. Der arme Kerl erschrak noch mehr über diese Liebeserklärung, als über die falsch verladenen Ballen, die er übrigens noch auf dem Bahnhof erreichte und zu ihrer kühlen Lagerstätte zurückführte.“

Hohenhorst schüttelte ernst den Kopf.

„Ich fürchte," — sagte er dann — „unser Freund bringt sich durch seinen unsinnig übertriebenen Kunstenthusiasmus, noch um seine Stelle."

„Was liegt daran; dann geht er auf die Bühne, wohin er gehört!"

„Und macht sich und seine Mutter unglücklich. Er hat ein viel zu manierirtes Wesen, um jemals zu gefallen und durchzudringen. Sollte er die wahnsinnige Idee ausführen, so geht er, wie Maxen, unter."

„Der Alte wüthete schön."

„Ist es ihm übelzunehmen? Wie kann man auch bei Ausübung seiner Berufspflichten immer noch an etwas Anderes denken; da lob' ich mir Holzhausen und Flemming; sie bleiben bescheiden bei dem einmal ergriffenen Beruf."

„Natürlich!" — rief Storninghoff — „es sind verdammt gute einfache Kerls!"

„Die im Stillen doch auch vorwärts streben. Ich fand sie gestern gemeinsam lesend."

„Wohl einen Bericht über die neueste Art Schwefelhölzer zu fabriziren?"

„Sie lasen in dem „Buch berühmter Kaufleute" von Franz Otto."

„Eine unterhaltende Lectüre!"

„Warum nicht? Für einen jungen Kaufmann gewiß. Die Helden des Friedens, die Feldherrn des

Gewerbfleißes und Handels, deren Dotationen von blühenden Völkern freiwillig gespendet zu werden pflegen, bilden die Hauptgegenstände dieses in der That werthvollen Geschichtswerkes. Willst du es sehen?"

Und Hohenhorst stand auf, dasselbe aus seinem Bücherschranke zu nehmen, woselbst es in der ehrenden Gesellschaft der großen Dichter weilte.

Storninghoff, der bisher mit den Augen ungeduldig auf des Freundes Schreibtisch nach irgend einem werthlosen Gegenstande von etwas Schwere gesucht, und diesen auch in einem Stückchen weißer Kreide gefunden hatte, griff jetzt schnell nach derselben und wickelte das Blatt Papier mit dem Gedicht an „die Schelmenaugen" um die Kreide, . . dann . . . mit einem hurtigen Blick nach dem verbotnen Fenster, an welchem die ersehnte Kleine in der That wieder holdlächelnd stand, warf er mit der Keckheit, die ihm eigen, das niedliche Päckchen mit großer Geschicklichkeit hinüber, so daß es mitten in das Zimmer Aurora's fiel.

Ein halblauter Schrei ließ sich hören; dann eilte die Kleine, mit einem von Purpur überdeckten Gesichtchen, der Miniatur-Bombe nach.

Hohenhorst hatte das Werk gefunden und zeigte es dem Freunde, der verlegen darin blätterte und es dann mit den Worten zurückgab:

„Das ist nichts für mich! Ich muß mich freier

bewegen können, als es dem Kaufmann vergönnt ist. Aber es ist zum Ersticken schwül! — Hast du nicht ein Glas Wasser, Karl?"

„Ich will dir frisches holen lassen!" — entgegnete Hohenhorst und ging hinaus, dem Dienstmädchen zu rufen.

Storninghoff sprang an's Fenster; aber beinahe hätte ihn ein Wurf in's Gesicht getroffen: von schöner Hand ziemlich ungeschickt geschleudert, kam nämlich das Stückchen Kreide, abermals in ein Papier gewickelt, als Postillon d'amour zurück. Storninghoff riß das Papier ab und las die mit Bleistift gekritzelten Worte: „Acht Uhr im Bosquet unseres Gartens."

„Victoria!" — rief er — leuchtenden Blicks und barg, da er den Freund hörte, das Papier rasch in seine Brusttasche. Wenige Minuten später verließ er, in auffallend heiterer Laune, den Freund.

Ein doppeltes Rendez-vous.

Hugo von Storninghoff war ein eigenthümlicher Mensch; er gab einen von jenen Sterblichen ab, die man „gute Seelen" zu nennen pflegt; eine Bezeichnung, die im Allgemeinen gerade nicht schmeichelhaft ist, da man damit einerseits Fehler zu decken versucht und andererseits verblümt sagen will: viel ist nicht an ihm; aber er hat wenigstens ein gutes Herz.

Und so stand es in der That mit dem Genannten. Er war nicht ohne Geist und Witz; aber die Gründlichkeit der Bildung fehlte ihm; er war auch ein guter Mensch, aber leichtsinnig und vergnügungssüchtig und ohne allen moralischen Halt.

Sein Vater, ein reicher Privatier, der einen großen Theil des Jahres in Paris oder in den Bädern zubrachte, fand natürlich keine Zeit, um sich um die Erziehung des Sohnes zu bekümmern und die Mutter hatte Hugo schon sehr frühe verloren.

Der Vater brachte den Sohn daher zeitig in eines

jener vornehmen Institute, in welchen die Söhne reicher Leute — namentlich auch englischer Familien — erzogen zu werden pflegen, ohne daß sie etwas lernen. Nicht als ob der Fehler dabei an den Lehrern oder an den Instituten läge, wohl aber, weil die Schüler wissen, daß ihre Eltern reich sind, und daher vermeinen: sie hätten es nicht nöthig, sich irgend welche gründliche Kenntnisse anzueignen. Verlassen dann die jungen Leute das Institut und treten in das Leben, so kommt es sehr häufig vor, daß die Herren Väter denken: „Er mag sich jetzt die Hörner ablaufen; hat er ausgetobt, wird er für sein weiteres Leben desto ruhiger und praktischer." Allerdings ist diese holländische Maxime gefährlich genug, da die Mehrzahl der Jünglinge, die mit ihr und mit den, dieser Ansicht entsprechenden Mitteln in die Welt hinausgeschickt werden, untergehen, oder, wenn es gut geht, als abgelebte blasirte Menschen zurückkommen.

Auch Storninghoff's Vater dachte so — schon weil es ihm bequem war und er in seinem eigenen Leben dadurch am wenigsten genirt wurde. Hugo empfing also die Weisung: die nächsten Jahre zu seiner weiteren gesellschaftlichen Ausbildung in Frankfurt zuzubringen, und was eine Hauptsache dabei blieb, alle Vierteljahr eine Anweisung von siebenhundert und fünfzig Gulden auf M. A. von Rothschild & Söhne in Frankfurt am Main. Um indeß — wenigstens zum Schein — einen Beruf zu wählen, nahm er, da er

sehr schöne natürliche Anlagen zum Zeichnen und Malen hatte, Unterricht in diesen Künsten. Freilich strengte er dabei weder sich noch die Professoren, die ihn in den Tempel der Kunst einführen sollten, allzusehr an, da er lieber bis zehn Uhr Morgens schlief, dann sein Frühstück mit Behaglichkeit auf dem Café nahm, etwas Billard spielte und nach einem guten Diner in einem der ersten Gasthöfe bis zu den Abendvergnügungen die Zeit gemüthlich vertändelte.

Was aber Hugo von Storninghoffs Zeit außerdem besonders in Anspruch nahm, waren die Forderungen seines Herzens, welches die Natur ganz unendlich empfänglich für die Liebe geschaffen. Hugo konnte in der That nicht leben, ohne irgend ein Liebesverhältniß, so unschuldig bis jetzt auch alle dieselben waren. Ja es kam sehr häufig vor, daß er sich in irgend eine Dame sterblich verliebte, ohne daß die Glückliche etwas von dieser Liebe erfuhr; wenn ihr — war sie ein Mitglied der Bühne — nicht allenfalls die schönen Bouquets auffielen, die ein feiner, sehr hübscher junger Mann, . . . ein Gentleman vom reinsten Wasser, ihr stets aus einer und derselben Loge zuwarf. Kam es aber auch hie und da zu einer wirklichen gegenseitigen Bekanntschaft, ja selbst zu einer Erklärung, so blieb die ganze Sache von Seiten Hugo's doch immer mehr eine verliebte Tändelei, die so lange dauerte, bis der unstäte Geist des jungen Mannes, des Gegenstandes seiner augenblicklichen Neigung müde,

sich wieder nach Veränderung umsah und eine andere Herzensdame wählte.

Außerordentlich kam Storninghoff dabei seine äußere Erscheinung zu gute. Seine schlanke biegsame Gestalt, seine hübschen feinen Züge, sein braunes gelocktes Haar, die dunklen feurigen Augen, der kleine zierlich gedrehte Schnurrbart und vor allen Dingen seine gefälligen, äußerst feinen Manieren, mußten Frauen und Mädchen gefallen und höchst anziehend erscheinen; die zierliche Toilette, dieser goldene Angelhaken für die meisten weiblichen Herzen, vollendete alsdann, zumeist im Sturmschritt, die Eroberungen.

War es Hugo von Storninghoff doch auch auf diese Weise mit Aurora, der jungen Gräfin Huttingsfeld, gegangen; daß diese aber in der That noch ein Kind war, reizte ihn doppelt: es erinnerte ihn angenehm an seinen Aufenthalt im Institut, während dessen er auch schon mehrere solcher kindlichen Liaisons angeknüpft hatte, wobei es ihm aber zugleich auch schmeichelte, einem so reizenden und hochgestellten Mädchen das Herz geraubt zu haben.

Das versprochene Rendez-vous machte ihn nun vollends glücklich, und zwar um so mehr, als er bei seinem kühnen Wurfe nicht im Entferntesten an einen solchen Erfolg gedacht, sondern nur den Wunsch gehegt hatte, daß das Gedichtchen an die „Schelmenaugen" von eben diesen Schelmenaugen gelesen würde; war

es doch an und für sich zu schmeichelhaft, um ohne tieferen Eindruck zu bleiben.

Ein freudiges triumphirendes Gefühl im Herzen und voll der süßesten Erwartungen eilte er daher jetzt einer bekannten Restauration zu, die Zwischenzeit auf die möglich angenehmste und nützlichste Weise zu verbringen. Ein Freudenruf entfuhr aber seiner Brust, als beim Eintreten sein erster Blick auf Maxen fiel, der, urgemüthlich hinter einer Flasche Champagner frappé sitzend, die Wölkchen einer feinen Havanna-Cigarre in zierlichen Ringeln in die Lüfte blies.

„Hugo!“ — „Fritz!“ — tönte es von beiden Seiten — „das ist köstlich!“

„Himmlisch!“ — setzte Storninghoff hinzu — „du bist ein Blitzkerl, Maxen! Etwas Vernünftigeres kann man doch wahrlich bei dieser Hitze nicht vornehmen!“

Und damit setzte sich der Neueingetretene zu dem Freunde, der schon nach einem zweiten Glase gerufen hatte und Storninghoff einschenkte.

„Fein! very fine!“ — rief dieser, als er das erfrischende köstliche Getränk hinuntergeschlürft hatte — „aber höre, Männchen, es scheint mit deiner Kasse ja eben so gut zu stehen, wie mit den vortrefflichen Gedanken deines künstlerischen Kopfes?“

„Eine doppelte Seltenheit, nicht wahr?“ — entgegnete Maxen lachend.

„Und darf man wissen, ob du einen Schatz entdeckt?“

„Ich habe eine Finanzoperation gemacht.“

„Mit Rothschild oder Erlanger?“

„Mit keiner von diesen Finanzgrößen; wohl aber mit einem Dutzend neuer Hemden.“

„Ich verstehe nicht!“

„Nun . . . Mama hat mir ein Dutzend neuer Hemden gesandt, da meine alten etwas abgängig sind . . .“

„Aber Fritz, . . . du wirst doch um Gotteswillen nicht . . . !“

„Nein!“ — rief Maxen hell auflauchend, — „ich werde nicht, aber ich habe — da ich durchaus Geld brauche — die neuen gut verkauft, indem die alten immer noch eine Zeit lang mitgehen.“

„Leichtsinniger Mensch!“ — rief Storninghoff — „Das ist denn doch zu arg! Warum kamst du nicht zu mir?“

„Weil ich dir das Geld doch nie wieder gegeben hätte; zumal ich diese Nacht abreise!“

„Was?“ — rief Storninghoff überrascht — „und wohin?“

„Wenn du mir dein Ehrenwort gibst, über das, was ich dir sage, zu schweigen, sollst du es wissen.“

Hugo gab dem Freunde Hand und Wort.

„Nun denn,“ — sagte Maxen leise, indem er sich zu Storninghoff hinneigte — „ich brenne heute Nacht durch!“

„Mensch!“ — rief Hugo.

„Stille, nichts verrathen" — fuhr Maxen leise fort. — „Du weißt, daß wir Mitglieder des „Clubbs der Neune" das Motto angenommen haben: „Raſt' ich, ſo roſt' ich!" Nun denn, bleibe ich noch länger Kaufmann und bringe mein Schauſpielertalent nicht zur Verwerthung, ſo raſte ich unverantwortlicher Weiſe und mein Talent roſtet ein. Da mich nun mein Prinzipal nicht gutwillig fortläßt, meine Eltern vom Theater nichts wiſſen wollen und ich mein Engagement in der Taſche habe, . . . ſo bleibt mir nichts anderes übrig, als heimlich durchzugehen . . . und . . . dies wird heute Nacht in's Werk geſetzt."

„Allerdings eine eigene Auslegung unſeres Mottos!" — rief Storninghoff lachend.

„Die Auffaſſung deſſelben muß individuell bleiben!" — ſagte Maxen mit ſtrahlenden Augen. — „Ich würde, als Kaufmann, der unglücklichſte Menſch von der Welt werden . . . auf der Bühne hoffe ich Lorbeern zu erobern, ein angenehmes Leben zu führen und ein berühmter Mann zu werden!"

„Ich wünſche es dir aus ganzer Seele!" — ſagte hier Storninghoff, und in dem Ton ſeiner Stimme lag die aufrichtigſte Herzlichkeit. — „Stoßen wir darauf an!"

Die Gläſer klangen hell und laut an; Storninghoff rief nach einer zweiten Flaſche; dann frug er theilnehmend:

„Wie aber wird es mit deinem Auskommen gehen?"

„Ich sage dir ja, daß ich vorläufig ein Engagement auf einer kleinen Bühne habe!“ — entgegnete Maxen — „der Gehalt ist allerdings noch sehr unbedeutend; aber ich bin eben auch noch Anfänger.“

„Schon recht! Du bist aber auf der anderen Seite an die feinen Genüsse des Lebens gewöhnt; wirst du ihnen entsagen können, ohne dich unglücklich zu fühlen?“

„Du kennst mich schlecht, Hugo!“ — rief Maxen — „wenn du daran zweifelst. Wenn ich dem Hange meines Herzens, Schauspieler zu werden, genügen kann, bin ich jeder Entsagung fähig. Ich weiß mich überhaupt mit Leichtigkeit und einer gewissen Genialität in jede Lage des Lebens zu fügen: habe ich Geld, um Champagner trinken zu können, so trinke ich Champagner; — reicht meine Kasse dafür nicht aus, thut mir Wein dieselben Dienste; — will es auch da nicht mehr fort, . . . nun gut, so kneipen wir Bier; . . . und . . . ist die Kasse ganz auf dem Hund, so muß eben ein edler Nordhäuser helfen.“

„Das wäre nichts für mich!“ — rief Storninghoff, den Kopf schüttelnd; — „sei nur vorsichtig, Fritz, ich fürchte, der Weg, den du einzuschlagen im Begriff stehst, führt sehr dicht an einem gewaltigen Abgrunde vorüber.“

„Dafür laß mich sorgen!“ — entgegnete Maxen, „jetzt aber muß ich fort.“

„Was eilst du?“

Maxen lachte verschmitzt; dann sagte er leise:

„Ich habe noch einen sehr nöthigen Gang zu machen.“

„Noch einen wehmüthigen Abschied?“

„Im Gegentheil!“

„Wie so?“

„Eine genauere Verabredung für eine gemeinsame Abreise!“

„Verstehe ich dich recht?“

„Möglich!“

„Du wirst doch nicht so tollkühn sein, gleich mit einer Entführungsgeschichte zu debütiren?“

„Warum nicht? Ein mir schon seit längerer Zeit ganz ergebenes reizendes Kind aus vornehmem Hause — schwarzäugig, schwarzlockig — wird sich meinem ritterlichen Arme anvertrauen und heute Nacht auf den Flügeln der Liebe aus einem Palais entfliehen, um an meiner Seite in einer Hütte glücklich zu sein.“

„Wohl ein Dämchen vom Corps de Ballet?“

„O nein! sie kennt die Bühne nur sehr wenig; aber sie hat Lust sich auch der Kunst zu weihen.“

„Und da wirst du sie einführen?“

„Wenn ich sie heute Nacht entführt habe, werden wir als girrendes Taubenpaar an meinem neuen Aufenthaltsorte, der Billigkeit wegen, zusammen eine kleine Wohnung beziehen. Sie führt mir dann die Haushaltung und ich gebe ihr Unterricht in der herrlichen Schauspielkunst.“

„Das wird ein sauberer Unterricht werden.“

„Hat sie es dann zu etwas gebracht, so wird sie ebenfalls engagirt und wir verdienen zusammen mit Leichtigkeit, was uns ernährt. So gut wird sie es freilich in der ersten Zeit nicht haben, wie jetzt, in dem vornehmen Hause; indeß . . .“

Storninghoff lächelte. Unwillkürlich gedachte er seiner kleinen Gräfin. „Was will Maxen mit einem vornehmen Hause?“ dachte er bei sich und füllte mit dem Rest des Champagners noch einmal die Gläser. Die Eitelkeit ließ ihn dabei nicht schweigen:

„Vertrauen denn um Vertrauen!“ — flüsterte er dem Freunde mit selbstgefälligem Lächeln zu — „ich habe heute Abend auch ein Rendez-vous, und zwar in einer halben Stunde, . . . Punkt acht Uhr.“

„Prächtig!“ — rief Maxen — „zur selben Stunde wie ich! Nun denn, Freundchen, eilen wir auf unsere Posten: es lebe die Geliebte eines jeden von uns, und Glück auf den Weg für uns beide!“

Die Gläser klangen wiederholt.

„Und nun,“ — sagte Maxen und schüttelte Storninghoff herzlich die Hand — „lebe wohl bis auf Weiteres. Ich schreibe dir und Selbing in den nächsten Wochen; grüße den „Clubb der Neune“ und tröste Hohenhorst und Häniſch, die über den Ausreißer, Entführer und Comödianten die Hände über dem Kopf zusammen schlagen werden.“

„Lebe wohl!“ — flüsterte Storninghoff — „und mögen sich deine Hoffnungen erfüllen!“

Beide trennten sich jetzt rasch.

Storninghoff bezahlte noch die beiden Flaschen Champagner und ein kleines gewähltes Souper, welches der Freund vorher zu sich genommen, mit sechs Thaler, und entfernte sich alsdann ebenfalls aus der Restauration.

Sonderbar! die so überraschend hereingebrochene Trennung von Maxen ging ihm doch zu Herzen. Er wie alle Menschen, die Maxen kannten, hatten denselben, trotz seines Leichtsinns, lieb gewonnen; . . . man mußte ja den hübschen, vielversprechenden jungen Mann mit seinem gewinnenden Wesen lieb haben. Aber es war noch etwas Anderes, was Storninghoff für den Moment das Herz zuschnürte. Es kam mit dem Gedanken an das kühne Unternehmen, welches der Freund vorhatte, und dem unbegränzten Leichtsinn, mit dem er es anfing, eine gewisse Bangigkeit über Hugo. Es war ihm, als ob eine innere Stimme warnend rufe: wohin soll dies alles führen?! Er kannte den Freund nur zu gut, um nicht zu wissen, daß die Haupttriebfeder dieses Sprunges aus dem Kaufmannsstande in jenen des Schauspielers doch weniger innerer Künstlerberuf, wohl aber der gewaltige Zug nach einem freien und ungebundenen Leben, so wie eine gewisse Bequemlichkeit sei, die ihm schon lange das Lernen und Arbeiten auf dem Comptoir und die Ordnung und Pünktlichkeit, die hier unbedingt und mit Strenge gefordert wurde, verhaßt gemacht

hatte. Und welchen Versuchungen war der ohnehin nur zu sinnliche Freund auf der neuen schlüpfrigen Laufbahn ausgesetzt, zumal seine gewinnende Persönlichkeit, die — wie schon erwähnt — ihm alle männlichen Herzen gewann, den Mädchen und Weibern vollends den Kopf verrückte. Dabei war es Maxen durchaus unmöglich, Geld in der Tasche zu behalten: Geld, wenn er welches hatte, brannte ihm auf der Hand, wie — der Sage nach — die alten Thaler, die ehemals der Teufel zum Handgeld gab: er hatte nie vermocht, es fest zu halten; es mußte um jeden Preis hinaus. Wie es gehen werde, wenn keine Mittel mehr vorhanden, daran dachte er nie.

Storninghoff durchzuckte es bei diesen Gedanken unwillkürlich wie mit banger trüber Ahnung, so daß er mit Gewalt die schwarzen Gedanken abschütteln mußte, und wer weiß, ob ihm dies so leicht gelungen wäre, wenn ihn nicht der Schlag der nahen Thurmuhr aus seinem Sinnen geweckt.

„Acht Uhr!“ — rief er — „jetzt rasch zu ihr!“ — und sein Herz fing an höher zu schlagen.

Wenige Minuten später bog Storninghoff um die Ecke der sehr abgelegenen und stillen Straße, die zu dem hinteren Ende des gräflich Huttingsfeld'schen Gartens und somit zu dem dort befindlichen, ziemlich umfangreichen Bosquet führte. Zwar war hier die aus eisernen Stäben gefertigte Eingangsthüre gewöhn-

lich geschlossen, doch durfte er, dem Zettel zufolge wohl erwarten, sie heute geöffnet zu finden.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, schritt er eilig vorwärts, blieb aber plötzlich, wie vom Donner gerührt, mit einem Ausruf des höchsten Erstaunens angewurzelt stehen.

Unmittelbar an der Thüre, die für ihn eine Himmelsthüre werden sollte, lehnte ein junger Mann, . . . und der junge Mann war . . . Maxen.

Storninghoff glaubte im Anfang falsch zu sehen; überzeugte sich aber sehr bald, daß ihn seine Augen durchaus nicht täuschten; . . . es war in der That Maxen.

Und hatte Maxen nicht auch von einem Rendezvous gesprochen? . . . von einem Rendez-vous mit einer Dame aus vornehmem Hause? . . . und hatte er nicht auch gesagt: schwarzlockig, schwarzäugig?

Storninghoff schwindelte der Kopf: sollte? . . . konnte? . . . nein!

Es war doch wohl unmöglich, daß er die junge Gräfin damit gemeint! Dies Kind . . .

Aber hatte er denn nicht gesagt: sie werde ein Palais verlassen, um an seiner Seite in einer Hütte glücklich zu sein? — Wollte er sie nicht diese Nacht noch entführen?

Storninghoff vergingen fast die Gedanken. Wenn das Zettelchen, welches er in der Brusttasche mit sich

führte, am Ende gar nicht für ihn bestimmt gewesen wäre? . . . wenn es das lose Mädchen vielleicht nur um die Kreide gewickelt, um den kühnen Werfer zu strafen oder zu necken?

Wenn das kleine schwarzäugige coquette Ding sich am Ende doch auch in Maxen — wie so viele andere Mädchen — verliebt und mit Storninghoff nur gespielt haben sollte?

Storninghoffs Blut fing an zu kochen: — „Vermaledeiter Rattenfänger!“ — rief er zornig — „wenn etwas der Art sein sollte, wie es mir eben durch den Kopf schoß, dann . . .“

Und er stürzte auf den Freund zu, der ihn in demselben Augenblicke erst gewahrte und nicht weniger erstaunt schien, Storninghoff hier zu sehen.

„Das hättest du nun nicht nöthig gehabt, Hugo!“ — rief ihm Maxen mit gerunzelter Stirne entgegen.

„Was?“ — entgegnete jener ebenso.

„Mir nachzuschleichen!“

„Wer schleicht dir nach?“

„Nun du! Ich sagte dir, daß ich ein Rendez-vous habe, . . . und . . . du machst den schlechten Witz und folgst mir auf dem Fuße.“

„Den Teufel auch! Ich bin hieher bestellt!“

„Wer?“

„Ich!“

„Von wem?“

„Von ihr, der kleinen schwarzäugigen, schwarzlockigen . . .“

„Hugo! ich bitte dich, treib' den Scherz nicht weiter! . . . Sie kann jeden Augenblick kommen . . .“

„Ebendeshalb thue du mir den Gefallen und räume das Feld!“

„Storninghoff, ich glaube, dir ist der Champagner zu Kopf gestiegen!“

„Willst du mich beleidigen?“

„Den Freund? und am Abend meiner Abreise?“

„Und du wolltest wirklich so gottvergessen leichtsinnig sein und das arme Kind in's größte Unglück stürzen?“

„Fängst auch du zu moralisiren an? Was macht dich auf einmal so tugendhaft?“

„Ich liebe das Mädchen und werde nie zugeben, daß du es entführst!“

„Soll ich dich darum fragen, da sie längst die Meine ist . . .“

„Was sagst du, Fritz?“

„Daß sie längst die Meine ist und wir darüber vollständig einig sind, daß ich sie heute Nacht entführe. Jetzt und hier will ich nur noch mit ihr abreden, zu welcher Stunde und Minute sie heute Nacht an dieser Stelle sein soll. So ward es gestern Abend unter uns ausgemacht.“

„Unmöglich!“ — rief Storninghoff — „das unschuldige Kind? So hast du sie überredet, Fritz!“

Maxen zuckte bei den Worten „das unschuldige Kind“ mit einem leichten spöttischen Lächeln die Achsel; dann sagte er —: „Lieber Freund, sie hat mich selbst aufgefordert, sie mitzunehmen. Sie könne es hier nicht mehr aushalten.“

„Und dabei bestellt sie auch mich zu dieser Stunde hieher?“ — rief Storninghoff und griff sich an die glühende Stirne.

„Das kann nicht sein!“

„Hier ist der Zettel; lies selbst!“

Maxen las: „Acht Uhr, im Bosquett unseres Gartens!“ — Er stand erstarrt, — dann rief er finstrer — „zum Teufel, das kann in der That nicht sein!“

„Maxen!“ — sagte Storninghoff zornig — „noch ein Wort und ich muß dich bitten, deine Durchbrennerei heute Nacht zu verschieben und mir erst mit dem Degen in der Hand . . .“

In dem Augenblicke ließen sich in dem Bosquett Schritte hören. Die beiden jungen Männer, fest entschlossen nicht von ihrem Posten zu weichen, möge es enden wie es wolle, traten lediglich einen Schritt zurück. Sie konnten auf diese Weise nicht füglich im Garten bemerkt werden und hatten doch beide einen Blick in den dichten Laubgang, der nach der Thür führte und durch welchen die Bestrittene kommen mußte.

„Aber . . . was ist denn das?“ — rief jetzt Maxen — „warum bringt Julie die kleine Comtesse mit? Ist sie bei Sinnen?“

„Nun!“ — brummte Storninghoff — „das Kammerkätzchen hätte Aurora auch daheim lassen können.“

„Aurora?“ — frug Maxen mit großen Augen.

„Nun natürlich!“ — flüsterte Storninghoff — „wen Anderes soll ich denn hier erwarten?“

„Göttlich!“ — rief Maxen halblaut und faßte und drückte des Freundes Hand mit einem solchen Uebermaß des Entzückens, daß dieser nahe daran war laut aufzuschreien. Aber er biß sich auf die Zähne und frug nur: — „Was hast du denn schon wieder?“

„Dich habe ich wieder und deine alte Freundschaft!“ — flüsterte Maxen und sein Gesicht strahlte vor Freuden. — „Denn . . .“

„Nun?“

„Die ich erwarte . . . ist Julie!“

„Wie? das Kammermädchen des Fräuleins?“

„Nun ja! das versteht sich doch wohl von selbst!“

„Himmlisch! und ich sprach von Aurora, der jungen Gräfin!“

Und beide umarmten sich voll Freude über die glückliche Auflösung des unglücklichen Mißverständnisses.

Die Verwechslung war um so leichter gewesen, als beide in der That schwarze Augen und schwarzes Haar hatten.

Jetzt traten denn auch die beiden Freunde auf verschiedenen Seiten zurück, um der weitern Entwicklung des auf so eigenthümliche Weise gemeinsam gewordenen Abenteuers freien Lauf zu lassen. Im gleichen Momente hörte man das Drehen des Schlüssels; nur Mamsell Julie erschien an der Pforte, anscheinend einige welke Blumen auf die Straße werfend. Maxen schritt schnell heran:

„Links in den Pavillon!" — flüsterte das Kammerkätzchen. Maxen huschte in den Garten und verschwand wie ein Schatten hinter den Büschen.

Von Aurora war nichts zu sehen. Julie folgte dem Geliebten; . . aber . . . sie schloß die Thüre nicht wieder ab, sandte dagegen Storninghoff einen bedeutsamen Blick.

Es giebt eine Musik der Augen — eine Musik für das Gesicht — mit tactmäßigem, harmonischem Farbenwechsel, durch ein Farbenclavier mit gewöhnlichem Tastwerk. Die Idee ist nicht ganz so widersinnig als es scheinen mag, und erwartet noch ihre Ausbildung. Jedes Feuerwerk ist schon eine Art von Augenmusik und wirkt auf eine ähnliche Weise auf die Sinne, wie die Musik. Ebenso bieten das Kaleidoskop, und in der neuesten Zeit die in prächtigen Farben harmonisch wechselnden Bilder der Farbenvorstellungen, sowie die Kalospintecromocrene eine vollständige Augen-Musik.

Aber was ist das alles gegen die Augen-Sprache?!

Schau in das Auge der jungen Mutter, wenn sie, den Säugling im Arme, dessen erstes Lächeln gewahrt; oder in das des Jünglings, wenn das süße bejahende Wort der Liebe sich über die Lippen der hocherröthenden Geliebten stahl . . . erzählt dir nicht ein einziger Blick, wie unendlich glücklich sie sind? Fasse den flammenden Blick des Helden im siegreichen Kampfe, . . . den begeisterten Blick des Redners, des Reformators, des glücklich schaffenden Dichters auf, liegt nicht eine Sprache darin, die oft mit unwiderstehlicher Gewalt wirkt, schreckt, hinreißt? Und wenn der Zorn aufblitzt, oder die Begierde spricht, der Neid sich regt, der Haß seine Flammen schießt, der Schmerz stumm aufschreit oder das Unglück dich im Aufschlagen der Augen anfleht, bedarf es da der Worte, um zu verstehen was in der Seele des Menschen vorgeht? Und die Augensprache der Liebenden! könnte man über diese nicht ein ganzes Buch schreiben?

Auch Storninghoff — der ohnedem in dieser Sprache schon reiche Studien gemacht hatte, gerade in letzter Zeit erst wieder, gewissen „Schelmenaugen" gegenüber, — auch Storninghoff hatte den Blick des schlauen Kammerkätzchens recht gut verstanden.

Er wartete daher bis Julie, gleich Maxen hinter den Büschen verschwunden, um in dem versteckten Pavillon ihren Seladon wiederzufinden, und trat dann — es war ohnedem in dem Augenblicke Niemand auf der abgelegenen und einsamen Straße zu sehen — vor-

sichtig in den Garten und das Bosquet ein. Daß er seinen „Schelmenaugen“ hier begegnen werde, deß war er gewiß, und, in der That, er hatte noch keine zehn Schritte zurückgelegt, als ihm eine prächtige volle Rose an den Busen flog und seinem Erschrecken ein kindlich heiteres Lachen folgte.

„Das ist die Strafe,“ — rief zugleich eine jugendlich-frische liebliche Stimme —“ für den Schrecken, den Sie mir heute mit Ihrem Wurfe eingeflößt, mein Herr!“ — und Fräulein Aurora trat, unbefangen wie ein Kind, hinter der Wendung eines buschigen Weges hervor.

„Eine Strafe von solch' schöner Hand ist immer ein Glück!“ — entgegnete Hugo von Storninghoff im verbindlichsten Tone, indem er die nette, weiße Hand der jungen Gräfin zärtlich ergriff und einen Kuß auf deren Fingerspitzen drückte.

„Uebrigens bitte ich Sie, mein unbekannter Herr Dichter,“ — fuhr Gräfin Aurora in neckischem Tone fort — „den Zettel, den ich Ihnen auf dem bewußten Wege zurücksandte, nicht falsch zu verstehen. Ich habe Sie einzig und allein hieherbestellt, um Ihnen den Text zu lesen.“

„Lesen Sie immer zu, meine schöne gnädige Gräfin!“ — entgegnete Hugo heiter — „je länger es währt, desto glücklicher für mich,“ wenn ich nur in Ihre schönen Augen schauen kann.“

„Diese Augen, mein Herr!“ — rief die Kleine scherzend und drohte mit dem Finger — „diese Augen eben verbitten es sich, daß man Gedichte auf sie macht und sie noch gar mit den Augen eines Schelmen vergleicht.“

„Das gewiß nicht, reizende Aurora!“

„Ei! Sie wissen auch meinen Namen schon?“

„Wenn eben diese Augen, in welchen ein gewisser Schelm, Amor genannt, sitzt, sich aufschlagen, dann weicht in dem Herzen, das sie treffen, Nacht und Dunkel und das Morgenroth — die Aurora ungeahnten Glücks — bricht an.“

„Um Gottes Willen!“ — rief das Mädchen lachend — „halten Sie ein, sonst werden mir gleich ein neues Gedicht haben!“

„Wir haben es,“ — sagte der junge Mann mit einer leichten chevaleresquen Verbeugung — „Ihre ganze Erscheinung ist ein Gedicht.“

„Ach nein, mein Herr,“ — sagte die Kleine mit dem Ausdruck komischer Naivetät — „es ist viel Ungereimtes in mir. Aber das Gedichtchen hat mir wirklich Freude gemacht und deshalb wollte ich Ihnen meinen Dank aussprechen, mein Herr ... den Namen zu kennen bin ich nicht so glücklich.“

„Hugo von Storninghoff!“ — entgegnete der junge Mann, nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit.

„Also kein Bürgerlicher; ich dachte mir es doch gleich!“ — versetzte die junge Gräfin und ihr Blick ruhte mit doppeltem Wohlgefallen auf dem hübschen, feinen Jünglinge. — „Unserem Palais gegenüber wohnt wohl einer ihrer Freunde?“

„Dem ich das Glück verdanke, Sie öfters gesehen zu haben!“

„Zu haben?“

„Ja! denn er will mir nicht gestatten, Sie ferner von dort aus zu bewundern.“

„Warum sollen Sie denn nicht mehr aus dem Fenster schauen dürfen? Ist das etwas Böses?“

„Er weiß, daß man den lichten Genien des Himmels nicht ungestraft in's Antlitz schaut“ . . .

„Sie sind ein Spötter, Herr von Storninghoff!“ — rief das Mädchen kichernd und schlug dem jungen Mann mit einer Blume neckisch auf den Mund.

Er faßte geschickt ihre Hand und drückte wiederholt einen leisen Kuß auf dieselbe.

Aurora ließ es, kindlich lächelnd, geschehen; auch zog sie die kleine zarte Hand nicht zurück, als sie Storninghoff in der seinen behielt.

„Aber im Ernste,“ — sagte sie dabei — „warum will Ihr Freund nicht dulden, daß Sie aus dem Fenster schauen?“

„Weil er weiß,“ — entgegnete Hugo und neigte sein Haupt so nahe zu dem hübschen Kinde, daß der

Duft ihres Haares ihn entzückend anwehte, — „weil er weiß, daß ich bereits mein Herz verloren habe."

„O je! verloren!" — rief die Kleine lachend — „aber ich denke es wird sich wiederfinden lassen!"

„Nur von Ihnen, meine Gnädige!" — flüsterte Storninghoff und senkte sein Haupt noch tiefer gegen das reizende schwarze Lockenköpfchen.

„Warum von mir?" — frug dieses schelmisch.

„Weil ich es an Sie, Aurora, verloren habe!" — und ein Kuß brannte auf der Stirne des Mädchens.

Das hübsche Kind machte sich lachend frei, klatschte lustig in die Hände und rief:

„Das geschieht Ihnen recht! — und wissen Sie, was ich mit demselben anfange?"

„Nun?"

„Zur Strafe, daß Sie mir mit Ihrem Gedicht beinahe ein Loch in den Kopf geworfen hätten, . . . gebe ich es nicht heraus, sondern behalte es bei mir!"

„Engel!" — rief der junge Mann außer sich vor Entzücken und zog, Aurora sanft umschlingend, das liebliche Kind leise zu sich heran — „und wollen Sie mir nicht das Ihre dagegen als Pfand geben?"

„Sie Egoist!" — rief die Kleine lachend und entschlüpfte seinen Armen — „was wollten Sie denn mit dem meinen machen?"

„Ich würde es in dem Allerheiligsten meiner Seele aufstellen, um es Tag und Nacht anzubeten!"

„Das wäre Abgötterei!" —rief Aurora lustig — „und die darf ich, als gute Christin, nicht zugeben. Sie sehen also, verehrter Herr von Storninghoff, daß ich es Ihnen vor der Hand noch nicht anvertrauen kann."

In diesem Augenblick hörte man von dem Palais aus eine Glocke läuten. Aurora schrak auf; dann sagte sie, eine leichte Falte auf der blendend weißen Stirne:

„Papa ist eben nach Hause gekommen; der Portier hat die Glocke gezogen. Ich muß fort."

„Und können Sie nicht noch ein Weilchen bleiben?" — frug Hugo. — „Es ist grausam mich so schnell aus dem Paradiese zu verstoßen."

„Ich muß gehen!" — sagte die junge Gräfin entschieden und sah sich nach ihrem Kammermädchen um. — „Aber . . . wenn Sie nicht mehr bei Ihrem Freunde zum Fenster herausschauen dürfen . . ."

„Und kann ich Sie nicht hier wieder sehen, meine Gnädige?" — frug Storninghoff dringend.

„Es ist gefährlich!" — meinte das Mädchen — „aber es bleibt nichts anderes übrig."

„Und wann?" — frug der junge Mann entzückt.

„Nun denn . . . morgen . . . zu derselben Stunde!"

„Ein Pfand dafür!" — flüsterte der Jüngling und neigte seine Lippen nach den ihren.

Aurora bog ihr schönes Köpfchen scheu zurück; Purpurröthe überflog die reizenden Züge, . . . sie zitterte

leiſe in Hugo's Arm . . . aber . . . ſie ließ ſich den Kuß doch gefallen.

Hugo ſchwindelte vor Seligkeit.

Im nächſten Augenblicke huſchte Julie durch die Gänge und war mit Aurora hinter den Gebüſchen verſchwunden.

Fürst Andrychow.

Schon den nächsten Tag verbreitete sich in der Stadt die Nachricht wie ein Lauffeuer: ein junger Kaufmann, mit Namen Maxen, habe die reizende erst vierzehnjährige Gräfin Huttingsfeld entführt. Natürlich reduzirte sich das Gerücht bald dahin: daß die Entführte nur das Kammermädchen der jungen Comteß gewesen sei.

Hohenhorst und Hänisch waren außer sich, als die Kunde ihr Ohr traf, und stürzten, da es gerade Clubbtag war — der „Clubb der Neune" pflegte sich zweimal in der Woche, Montag und Donnerstag zu versammeln, und zwar, da die jungen Leute kein besonderes Versammlungslokal besaßen, bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen — zu Flemming, an welchem gerade die Reihe war, den Clubb-Abend in seiner sehr bescheidenen Wohnung zu halten.

Storninghoff, der nach den ersten ernsten Anwandlungen die Sache um so leichter nahm, als er selbst

in Liebesaffairen kein reines Gewissen hatte, wollte sich über der beiden Anderen moralische Aufregung fast todtlachen.

Hänisch kanzelte gegen dies Gesetz und Sittlichkeit verhöhnende Vergehen unbarmherzig los und citirte deutsch und lateinisch, wie ganz anders es bei Egyptern, Griechen, Römern und Germanen gewesen und Entführungen bei diesen Völkern bestraft worden seien. Das schöne Geschlecht kam dabei schlecht weg, denn Hänisch war ein gewaltiger Weiberfeind. „Die Egypterinnen" — rief er in seinem heiligen Unmuthe — „durften nur mit bloßen Füßen ausgehen, damit sie desto lieber zu Hause blieben! und bei den alten Germanen, unseren herrlichen Ureltern, wurden dem Mädchen oder dem Weibe, das sich entführen ließ, die Haare abgeschnitten, worauf sie der Vater oder der Mann nackt durch das Dorf peitschte! Der Pythagoräer Secundus aber definirt das Weib: Viri desiderium, fera contubernalis, leaena lecti socia, dracaena custotida, vipera vestia, pugna voluntaria, bellum sumptuosum, dispendium quotidianum, malum necessarium!"*)

Hohenhorst war noch gewaltiger aufgebracht über das heimliche Durchgehen Maxens, das seine Freunde

*) Verlangen des Mannes, eine Löwin, ein Drache zum Bewachen, eine freiwillig gewählte Schlacht, ein theurer Krieg, eine tägliche Verschwendung, ein nothwendiges Uebel u. s. w.

und den ganzen „Clubb der Neune“ vor der Welt beschimpfen müsse, wie es den Handelsstand compromittire, daß er zum Theater übergegangen sei.

Selbing ließ Freund Storninghoff lachen und sich über die beiden Moralisten lustig machen und dachte seinen Theil; die versteckten Seufzer aber, die sich dabei seiner Brust entrangen, beurkundeten nur zu deutlich, daß er den guten Maxen beneide: nicht um die entführte Helena, die schöne Tochter des Tyndareus; wohl aber um das muthige Zerreißen der Fesseln, die ihn bis dahin zurückgehalten, seinem Herzensdrange zu folgen, den Tempel des Ruhmes zu betreten und Schauspieler zu werden . . . Schauspieler, dies Ideal Selbings; denn bei ihm war der Drang, ein Priester Thaliens, ein Künstler auf der Bühne zu sein, in der That ideal und von allen Nebenabsichten frei. Aber er versteckte, der erzürnten Freunde wegen, die Gefühle seines tiefbewegten Herzens und seinen unschuldigen Neid unter der ihm eigenthümlichen Gewohnheit, Stellen aus allen ihm bekannten Stücken zu citiren.

Holzhausen und Flemming aber, welchen es, als stillen Menschen und guten Kaufleuten, vor dem unerhörten Thun Maxen's in der That grauste, konnten vor Entsetzen kein Wort hervorbringen. Cadet Höltring war bereits nach Wien abgegangen und Roth unwohl. So herrschte heute ein trüber und verstimmter Ton, der den Club-Abend — seit langer Zeit zum erstenmale — unbehaglich machte; zumal auch Storning-

hoff, unter dem etwas erzwungenen Lachen über die Moralisten, einen nicht unbedeutenden Aerger barg: die kleine schwarzäugige Aurora hatte nämlich nicht Wort gehalten. Storninghoff hatte den Eingang zum gräflichen Garten verschlossen gefunden und er öffnete sich auch nicht, trotz der Verheißung von gestern, und ungeachtet eines stundenlangen geduldigen Harrens von Seiten des jungen Mannes.

Man trennte sich früh und verdrießlich. Storninghoff ahnte dabei nicht, daß sich seine Verstimmung in den nächsten Tagen noch gewaltig steigern werde.

Und doch war es so. Acht Tage hinter einander wartete er an der bewußten Garten-Thüre auf eine freundliche Hand, die öffnen werde; aber das Pförtchen zu seinen Paradiese war und blieb verschlossen, und auch nicht die leiseste Spur des lieblichen Kindes war zu entdecken.

Jetzt erst fing Hugo an, Maxen zu verwünschen; denn was konnte anders die Schuld an diesem Mißgeschicke tragen, als die Entführung Julia's, die wohl in die kleinen Geheimnisse ihrer jugendlichen Herrin eingeweiht und Aurora bei dem Rendez-vous, das ihr ja auch *ihren* Seladon zuführte, behülflich gewesen war.

Storninghoff rieth hierin recht. Es dauerte einige Tage bis die sehr prätentiöse Frau Gräfin ein anderes Kammermädchen für Comteß-Tochter gefunden hatte. In der Zwischenzeit mußte sich aber Aurora

— deren kleines verliebtes Herz fast verzweifeln wollte — die Ueberwachung der sehr strengen Kammerfrau der Gräfin Mutter gefallen lassen. Das neu engagirte Zöfchen war alsdann natürlich auch nicht gleich den ersten Tag zu gewinnen und in das Vertrauen zu ziehen. Um keinen Preis der Welt aber hätte es die stolze Gräfin Huttingsfeld zugegeben, daß Comtesse Aurora ohne Gesellschafterin in den Garten gegangen wäre.

So weit calculirte Storninghoff denn in der That richtig; und doch ging in dieser Zeit auch noch ein Schatten an ihm und Aurora vorüber, der für beider Schicksal wichtig werden sollte.

Die gräflich Huttingsfeld'sche Familie erfreute sich nämlich in diesen Tagen eines sehr vornehmen Besuches. Fürst Andrychow, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am Wiener Hof, war ein Jugendfreund des Grafen. Wenn auch einige Jahre jünger als Huttingsfeld, hatten beide doch in ihrer Jugend viele tolle Streiche mit einander ausgeführt, deren Erinnerung sie noch jetzt an einander kettete. Getrennt von einander lebend, benutzten daher Beide jede sich bietende Gelegenheit zu gegenseitigen Besuchen und so veranlaßte denn auch der Fürst bei seiner dermaligen diplomatischen Reise von Wien nach Paris einen Aufenthalt in Frankfurt, um einige Tage in des Freundes Familie hinbringen zu können.

Natürlich wurde er mit Freuden aufgenommen und,

wie jedesmal bei seiner Anwesenheit in Frankfurt, im Huttingsfeld'schen Palais einquartirt. Die beiden Herren konnten auf diese Weise in aller Gemüthlichkeit halbe Tage lang ihre Jugendstreiche unter seligen Erinnerungen aufs neue durchgehen und durchkosten, was für sie, die Uebersättigten, welchen das Leben längst keinen wahren Genuß mehr bieten konnte, einen eigenthümlichen Reiz hatte. Für die hochmüthige Gräfin bot dagegen der fürstliche Besuch eine so süße Befriedigung des Stolzes, daß sie alles aufbot, Fürst Andrychow so lange als möglich an ihr Haus zu fesseln. Feste folgten daher auf Feste und so ward auch die kleine Comtesse, als das einzige Kind der gräflichen Familie, mit in diesen fesselnden Strudel gezogen.

Storninghoff konnten natürlich diese Vorgänge, da die ganze Stadt davon sprach und er das gräfliche Palais fast jeden Abend auf's Glänzendste beleuchtet sah, nicht entgehen. Er ärgerte sich nicht wenig über sie, weil durch dieselben das kaum so glücklich angeknüpfte Verhältniß mit der reizenden Aurora unterbrochen wurde; indeß stachelten sie doch wenigstens die Eifersucht nicht in ihm auf, da, wie er erfuhr, der Fürst ein Mann hoch in den Fünfzigen und verheirathet sei.

Was sollte denn auch für das hübsche Kind gefürchtet werden? Andrychow konnte ja ihr Vater sein, und wirklich that er auch, als ob er derselbe wäre. Sie war, wie er schmeichelnd sagte, sein Kleinod,

sein Herzblatt, seine süße Puppe, die er herzte und liebkoste und mit der er alle möglichen Scherze trieb, wie es eben nur ein Vater in guten Stunden mit seinem lieben Kinde zu thun pflegt. Und Aurora?.. o! warum sollte sie es sich nicht gefallen lassen: Liebkosungen und Schmeicheleien hört jedes weibliche Ohr gern, . . . und . . . Andrychow war „Fürst“ .. einer der einflußreichsten Fürsten seines Vaterlandes. Es war doch gar schön zu denken, als das Schooßkind eines Fürsten zu gelten; und hatte die Frau Gräfin Mutter nicht selbst gesagt: daß die Tochter stolz auf eine solche Auszeichnung sein könne!

Erst heute, als Fürst Andrychow in Gegenwart der Eltern die Kleine scherzend auf seinen Schooß gezogen und sie nun wie ein Vögelchen mit Bonbons fütterte und er dann ihr schwarzes Lockenköpfchen zwischen die Hände genommen und sie lange mit leuchtenden Augen angeblickt, . . . war ihm da nicht der Ausruf entfahren: „Wie glücklich wäre ich, ein solches Engelsköpfchen im Porträt zu besitzen; es sollte die Perle meiner Gemäldesammlung sein!“

Gegen Abend desselben Tages — Fürst Andrychow war gerade in diplomatischen Geschäften ausgefahren und Aurora mit ihrer Toilette für den Ball beschäftigt, den der österreichische Gesandte heute Abend zu Ehren des Fürsten im Bundespalais gab — ließ die Frau Gräfin den Herrn Gemahl auf ein Wort zu sich bitten.

Graf Huttingsfeld machte bei dieser Meldung durch den Bedienten ein finsteres Gesicht. Privatbesprechungen zwischen ihm und seiner Gattin liebte er nun einmal durchaus nicht. Madame hatte alsdann immer Dinge zu verhandeln, die ihm, der nicht gern genirt sein mochte, lästig waren; auch führte sie zumeist die Unterhaltungen in so imponirender Weise und so dictatorisch, daß sie gar nicht nöthig waren, indem ihr Wille ja doch immer den Sieg davon trug. Ein einziger Blick auf sie ließ dies schon errathen. Sie war nicht sehr groß aber von desto bedeutenderem embonpoint. Die Haltung und Bildung des Kopfes hatte in der That etwas ungemein Vornehmes. Nicht mehr jung, zeigten die ungemein fein geschnittenen Züge und die noch frische Gesichtsfarbe, daß sie einst sehr schön gewesen sein müsse; während die feine gebogene Nase, der feste, fast stechende Blick und die scharfen, die Mundwinkel umgebenden Züge, das Dictatorische ihres Charakters darthaten.

Als der Graf eintrat — er hatte auf dem Wege von seinem Zimmer zu jenen seiner Gattin die Wolken der Stirne als kluger Ehemann wieder geglättet — fand er die gnädige Frau auf einen kostbaren Divan majestätisch ausgestreckt. Das Kleid von schwerer Seide hatte die Kammerfrau vorher mit kunstreicher Hand in weite bauschige Falten gebracht, die malerisch herabfielen; denn die Gräfin Huttingsfeld hielt vor allen Dingen auf „Extèrieur."

Indessen keine der Falten rauschte beim Eintritt des Gatten: Madame blieb unbeweglich; nur ein kaum sichtbares Neigen des stolzen Hauptes verrieth, daß sie sein Kommen überhaupt bemerkt. Der Graf achtete nicht darauf sondern schritt langweilig und gelangweilt — wie er immer war — einem Fauteuil zu, in den er sich mit dem Ausdruck der äußersten Blasirtheit niederließ. Als diese mühevolle Arbeit vollendet, griff er in seine Tasche, zog eine goldene, reich mit Brillanten besetzte Tabatière heraus und nahm eine Prise vom feinsten Lotzbeck.

Während dessen herrschte noch immer tiefes Schweigen.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, meine Gnädige!“ — hub endlich der Graf an.

„So ist es!“ — entgegnete nach ruhiger Ueberlegung die Gräfin — „und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit.“

„Ich bin gespannt.“

„Herr Graf! ich habe einen großen Gedanken!“

Des Angeredeten Stirne — die sich übrigens, der respectablen Glatze wegen, von der Nasenwurzel bis an den hinteren Theil des Kopfes zog — machte abermals Anstalten sich in Falten zu legen, denn, dachte Huttingsfeld, welche Anforderungen werden sich nun wieder hinter diesem „großen Gedanken“ bergen!

In Folge dessen konnte sich denn auch der Eheherr nicht enthalten mit einem Anflug von Bosheit zu fragen:

„Hat Sie, meine Beste, unser hochgestellter Besuch vielleicht auf den Gedanken gebracht, das Geschlecht der Huttingsfeld ebenfalls gefürstet wissen zu wollen?“

Die Gräfin verharrte regungslos; aber aus ihren grünlichen Augen schloß ein giftiger Blick nach dem Sprechenden, der es gewagt, diese Frage voll versteckten Hohnes an sie zu richten; dann sagte sie mit majestätischem Ernst:

„Ich, für meinen Theil, würde nichts Besonderes darin finden, die Grafenkrone mit einer Fürstenkrone zu vertauschen. Ich bin eine geborene Gräfin Wallerstein und das Geschlecht der „Wallerstein“ ist älter als manches Fürstenhaus. Uebrigens scheint dem Kopfe meines Herrn Gemahls heute die seltene Gabe geworden zu sein, meinen Gedanken auf halbem Wege entgegen zu kommen.“

Huttingsfeld erschrak; sollte seine Frau wirklich? ... ihrem unbegrenzten Stolze war es in der That zuzumuthen, daß er nach dem Höchsten greife. Wie schrecklich für ihn, dem die Ruhe jetzt — nach einem durchstürmten Leben — über alles ging, wenn ihrem Gehirne diese Idee gekommen. Ließ sich ohnedem Madame doch nie von einer einmal gefaßten Idee abbringen.

„Sie schweigen!“ — fuhr die Gräfin noch immer unbeweglich nach einer Minute des Wartens fort, in-

dem ein verächtliches Lächeln ihre Lippen umzuckte; — „nun, so erfahren Sie, Huttingsfeld, daß ich wirklich mit diesem Gedanken umgehe ..."

„Aber meine Gnädige!"

„Jedoch nicht für uns, wohl aber für unser Kind!"

„Für Aurora?"

„Ich besitze nur ein Kind!" — tönte es scharf und schneidend, aber mit völliger Ruhe, vom Divan herüber — „und das heißt Aurora!"

Der Graf biß sich auf die Lippen, dann sagte er: „Ich bin nicht so glücklich, Sie zu verstehen, Madame!"

„Eine Sache, die öfter vorkommt!" — meinte die Dame und in ihren Zügen malte sich die angenehme Genugthuung, den Stich von vorhin zurückgegeben zu haben. — „Ich werde versuchen Ihrer Fassungskraft entgegenzukommen. Wir sind ohne männlichen Erben und also bedroht mit dem Erlöschen unseres erlauchten Namens."

„Leider ist es so!"

„Ich aber will" — fuhr die Gräfin fort — „daß der Name der „Huttingsfeld" fortbestehe."

„Vermögen Sie Natur und Staatsgesetze zu ändern?"

„Aurora wird ihrem einstigen Gatten ..."

„Sie ist ja noch Kind!"

„Aurora wird ihrem einstigen Gatten“ — wiederholte die Dame des Hauses und nahm, ohne auch nur einen Finger zu bewegen, mit der ihr eigenen kalten und klaren Stärke alles Schwankende hinweg — „ihrem Namen, den Namen der Huttingsfeld, beifügen.“

„Ich hoffe“

„Ich will es, und wenn sie dann ihre Hand einem Fürsten reicht, so werden die Huttingsfeld gefürstet sein.“

„Wenn!“

„Warum nicht? Ich denke Fürstin Andrychow-Huttingsfeld klänge nicht übel!“

„Madame, sind Sie . . .“

„Verrückt? . . . nein!“ — entgegnete die Gräfin mit einem kalten verächtlichen Lächeln und so ruhig als handle es sich um das Gleichgültigste — „auch nicht schwachsinnig, wie dies bisweilen bei Leuten vorkommt.“

„Aber Andrychow ist ja verheirathet und seine Frau lebt.“

„Niemand auf Erden lebt ewig. Sie kränkelt seit Jahren; man sagt: sie leide an der Schwindsucht.“

„Und Aurora ist kaum vierzehn Jahre alt.

„Desto besser, so kann sie ruhig abwarten, was kommen wird.“

„Und der Fürst wird unterdessen ein alter Mann!“

„Einige Jahre mehr oder weniger machen nichts; namentlich bei Männern der höheren Stände die ohnehin meist blasirt sind!“

Ein Räuspern des Grafen bewies, daß ihm etwas in die Luftröhre gekommen sei, was er bemüht war hinunter zu schlucken. Madame lächelte ungemein gemüthlich.

„Aber wie kommen Sie auf den Gedanken?“ — frug der Graf weiter.

„Nun“ — meinte die Dame ruhig, — „man hat Augen und Ohren. Haben der Herr Gemahl heute morgen die Aeußerung des Fürsten überhört: „Wie glücklich wäre ich, ein solches Engelsköpfchen im Porträt zu besitzen; es sollte die Perle meiner Gemäldesammlung sein!“

„Aber, mein Gott, Gnädigste!“ — rief überrascht über diese Combination der Herr des Hauses — „hier war doch nur ganz flüchtig von einem Gemälde die Rede. Sie wissen ja, welch ein' Kunstenthusiast in dieser Beziehung der Fürst ist. Seine Sammlungen sind unschätzbar und weltberühmt!“

„Sie sind es in weit höherem Grade, wenn Aurora ihre Herrin ist. Sie wird dann als die lebende Krone derselben gelten.“

„Aber . . .“

Das Haupt der Gräfin richtete sich hier um einen Gedanken in die Höhe; ihre eisig-kalten Züge traten dabei noch kälter und schärfer hervor. Es lag

jetzt in der That etwas Imposantes in ihrer Erscheinung, als sie zu dem Grafen gewendet sagte:

„Huttingsfeld, Sie haben gut daran gethan, die diplomatische Laufbahn nicht zu betreten. Sie hören nichts mit offenen Ohren und sehen nichts mit offenen Augen. Haben Sie denn gar nicht bemerkt mit welcher distinguirten Aufmerksamkeit der Fürst das Kind behandelt . . ."

„Ja wohl, das Kind!"

„Wie seine sonst etwas matten und verwischten Augen aufleuchten, wenn sie auf Aurora's Antlitz und Gestalt ruhen."

Ein sonderbares Zucken flog um des Grafen Mund.

„Enfin! wie er sie sein allerliebstes Herzblättchen nennt und den Titel als Freund des Vaters und Eheherrn benutzt, um unter dem Scheine ehrwürdiger Altersherablassung Aurora's Wangen zu streicheln, sie sanft an sich zu ziehen und väterlich zu küssen."

„Väterlich!" — wiederholte der Graf verlegen; mit der Hand die leisen Stäubchen von den Aermeln seines Rockes streifend.

„Ich kenne euch Männer," — sagte die Dame des Hauses mit dem Tone schneidendster Verachtung — „und weiß, was das „väterlich" heißen will. Sprechen wir sans gêne: der Fürst ist ein Mann wie die anderen auch; Aurora hat, gerade weil sie noch Kind ist, sein etwas stark verbranntes Herz im Stillen wieder in Flammen gesetzt. Er hat reelle Neigung

für Aurora. Ich bin überzeugt, wäre seine Hand frei, er würde um unser Kind anhalten, ... und er könnte es, denn sie ist eine Gräfin Huttingsfeld-Wallerstein und also de pure sang."

„Allerdings!" — meinte der Graf — „aber er?"...

„Ist ein Roué!" — ergänzte die Gräfin achselzuckend. — „Und sind das in unseren Zeiten nicht alle Männer der haute volé, selbst die jüngsten?"

Jetzt ward der Graf in der That unruhig; er liebte sein Kind wirklich und ... kannte seine und des Fürsten Jugendgeschichte. Andrychow war, wie er selbst, eine Ruine; sollte er sein theures Kind aus armseliger Ehrsucht und um der Laune der hochmüthigen Mutter willen an einen vollständig aus- und abgelebten Mann verhandeln, ... wenn dieser auch ein Fürst und sein Freund war?

Der Gedanke machte ihn schaudern. Huttingsfeld raffte daher — es gehörte, seiner Frau gegenüber, allerdings von seiner Seite ein kühner Entschluß dazu — seine ganze Energie zusammen und sagte:

„N'épuise pas ce chapitre, madame la comtess! Ich würde doch nie dazu Ja sagen können! Wenn Sie wüßten ..."

„Was mein Herr Gemahl und sein Freund für ein Leben in ihrer Jugend geführt haben?" — klang es jetzt mit tödtlicher Kälte und Schärfe von dem Divan herüber — „so würde ich dennoch thun, was ich ohnehin thun werde. Der Fürst ist enorm

reich, von außerordentlichem Einfluß und . . . das Wappen der Huttingsfeld soll neben der Grafenkrone für die Zukunft auch die Fürstenkrone tragen. Ich beanspruche für den Rest meines Lebens — und ich bin noch in den besten Jahren und denke noch lange zu leben — diese Stellung, zumal wenn wir nach Wien übersiedeln, was ja bereits beschlossen ist. Der Wiener Hof wird keine Schwierigkeiten machen, da Andrychow dort das enfant gâté ist. Eure tollen Streiche kenne ich übrigens, beiläufig bemerkt."

„Madame!"

„Monsieur le comte? Ich kenne einen gewissen vornehmen Roué, der seiner Zeit der berühmten Schauspielerin Woffington den Hof machte. Als diese nun einst die Rolle des Sir Harry Wildair spielte und unter dem Donner des Beifalls hinter die Coulissen stürzte, rief sie dem gewissen Freunde zu — so wenigstens sagt die böse Welt — „die halbe Stadt hielt mich für einen wirklichen Mann!" — worauf sich der gewisse Herr, — es war, nebenbei gesagt, ein junger Graf, — vor Lachen ausschütten wollte, indem er rief: „Aber die andere Hälfte weiß gewiß, daß Sie ein Weib sind!" . . . fi donc! und diese Person war seine Geliebte. Wir Damen sollten allerdings unser Herz in keinen solchen Pfuhl werfen!"

Aber das war denn doch etwas stark für den Herrn des Hauses. Huttingsfeld erhob sich unwillig und sagte:

„Madame!“ . . .

„Bitte!“ — entgegnete, ohne sich zu regen, die Gräfin — „keine Wallungen! Wenn die beiden Jugendfreunde sich solche Geschichtchen unter Lachen und wahrscheinlich unter etwas bedeutendem Einfluß von Moët & Chandon crêmando rose so laut auf ihren Zimmern erzählen, daß es die Domestiken hören und weiter tragen, so kann ich nichts dafür.“

„Aber Madame!“

„Genug!“ — rief hier die Gräfin und erhob sich majestätisch. — „Lassen wir diese Niaiseries! Sie kennen jetzt meine Absicht in Hinsicht unseres Kindes. Haben Sie die Güte, sich darnach zu richten und ihr Betragen, dem Fürsten gegenüber, zu bemessen!“

„Ich muß bitten, meine Gnädige . . .“ Aber die Gräfin erhob das stolze Haupt und schleuderte einen vernichtenden Blick auf den Gatten . . „C'est assez parler de cette chose la!“ — rief sie dabei und stand so imponirend und hoheitsvoll da, daß der erschrockene Eheherr mit leichter Verneigung einen Schritt zurück trat. — Dann sagte sie:

„Aurora wird mich in meiner Equipage auf den Ball zu Seiner Excellenz begleiten. Ich erwarte, daß Sie in der Ihren zur gleichen Minute abfahren.“

Und damit verließ Gräfin Huttingsfeld den Salon, um in ihr Boudoir zu treten und Toilette zu machen.

Mädchenschlauheit.

Fürst Andrychow war — in Folge der unerwartet eingetroffenen Nachricht: daß seine Frau plötzlich ihrem schon längeren Leiden erlegen und mit Tod abgegangen sei — abgereist. Das Leben im gräflich Huttingsfeldschen Palais nahm daher wieder seinen alten gewöhnlichen Gang.

Aurora athmete auf: die Feste in und außer dem Hause waren ihr schon recht gewesen; auch die neuen Toiletten, so wie die Geschenke an Juwelen Schmucksachen aller Art, die sie von Vater und Mutter bei dieser Gelegenheit empfangen, damit das „Exterieur" standesmäßig gewahrt werde, hatte sie mit Freuden hingenommen; wenn sie nur nicht durch eben diese Feste, Bälle, Besuche, Gesellschaften, Diners und Soupers auf eine fast erdrückende Weise an die Frau Gräfin Mutter — diese Hohepriesterin der strengsten Etiquette — gebunden gewesen wäre. Anstand und feine Manieren waren dem Kinde angeboren; —

Aurora übte sie unbewußt und spielend, was ihnen doppelten Reiz verlieh, zumal ihr dabei die schöne kindliche Heiterkeit und Leichtigkeit an Körper und Geist nicht abhanden kam. Diese letzteren aber erschienen der stolzen Gräfin als ein Greuel: das waren Dinge für bürgerliche Wesen und darum unschicklich und einer jungen Comtesse Huttingsfeld unwürdig. Madame war der Adel . . . Zweck der Schöpfung, das Volk blos Mittel unedlerer Art, geschaffen zum Dienste und zur Verherrlichung der Hochgeborenen und ihres Lebens. Dies an allen Orten und zu allen Zeiten zu beweisen und selbst, ihres Gleichen gegenüber, nie vergessen zu machen, daß sie eine Gräfin Huttingsfeld-Wallerstein sei, hob sie den Kopf stets mit doppelter Würde und spanischer Grandezza; vergaß aber allerdings dabei, daß eben dadurch diese Würde in eine Pedanterie des Stolzes überging, die jedem vernünftigen Menschen lächerlich erscheinen, ihre Umgebung aber zu wahren Sclaven der Etiquette machen mußte.

Niemand hatte darunter mehr zu leiden, als ihr armes Töchterlein, dessen Lebhaftigkeit und rasches feuriges Wesen gerade im Gegensatz zu dem eisigernsten kalten und berechnenden Charakter der Mutter stand.

Daher denn auch das Aufathmen des Kindes, als die Zeit der strengen Gebundenheit vorüber war; die Abspannung, die ihr bei beiden Eltern folgte, versprach Aurora für länger doppelte Freiheit, obgleich

sich auch diese in nur sehr bescheidenen Gränzen bewegen konnte. Die Abreise des Fürsten berührte sie dabei gar nicht; seine Schmeicheleien und Liebkosungen hatte sie sich als Mädchen gerne gefallen lassen; im übrigen aber war ihr Andrychow — der ja ihr Vater hätte sein können — ganz gleichgültig. Desto lebendiger stieg jetzt in ihrem Herzchen das Bild des jungen von Storninghoff wieder auf. Wir sagen „wieder", denn, die Wahrheit zu gestehen, war es, gleich nach den ersten Tagen, in dem Strudel der Feste und Bälle, der ewigen Toiletten und so weiter, so ziemlich untergegangen. Jetzt, bei dem neuerdings eingetretenen früheren Einerlei ihres Lebens, trugen es die Wellen angenehmer Erinnerungen wieder empor. Selbing würde hier gesagt haben:

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen!"

Und etwas für das Herz, etwas zu lieben, — sei es nun eine künstlich gemachte und schön aufgeputzte, oder eine hübsche lebendige Puppe — muß doch jedes Mädchen haben.

Aurora's lebendiger und leichtbeweglicher Geist bedurfte ja außerdem eine fortwährende Nahrung durch kleine unschuldige Intriguen: und hier galt es, nicht nur das neue Kammerkätzchen zu gewinnen, sondern auch hinter dem Rücken der strengen Frau Mutter und der bissigen Kammerfrau derselben, einen kleinen Liebesroman zu spinnen.

O! die Sache war zu amüsant! — Und der junge feine Herr von Storninghoff war so hübsch, so artig, . . . und wenn er einem umschlang und ein Küßchen auf die Wangen oder Lippen drückte . . . o Gott! wie süß war das!

„Bella!“ — sagte die Comtesse zu dem neuen Kammermädchen — „sieh einmal diese Armbänder alle, . . . ich wette es sind einige zwanzig! . . . was soll ich nur mit all dem Zeug machen? Es ennuyirt mich in der That!“

„Aber gnädigste Comtesse,“ — entgegnete das Zöfchen und ließ die verlangenden Blicke über die Menge des Geschmeides laufen, — „sie sind alle so prächtig und kostbar, eine Fürstin könnte sie tragen!“

„Aber was soll ich denn mit der Masse anfangen?“ — rief Aurora fast in weinerlichem Tone.

„Nun Sie tragen sie abwechselnd, heute diesen Armreif, morgen jenen.“

„Nein! es sind welche dabei, die ich satt bin!“

„Nun so lassen sie diese in Ihrem Schmuckkasten liegen.“

„Ich will sie aber gar nicht mehr sehen!“ — fuhr Aurora ärgerlich fort. — „Diesen zum Beispiel! ich möchte ihn zum Fenster hinaus werfen.“

„O je!“ — rief Bella und schlug vor Schreck und Staunen die Hände zusammen, — „der Reif ist wenigstens acht Louisd'or werth und so schön gearbeitet!“

„Bah!“ — sagte Aurora und warf ihn Bella zu, — „Bagatelle! nimm du ihn. Ich schenke ihn dir!“

„O nein, nein!“ — rief das Kammermädchen bleich vor Schrecken.

„Du nimmst ihn!“ — gebot Aurora.

„Um Gotteswillen, gnädigste Comtesse! was würde die Frau Gräfin dazu sagen!“ — rief das Zöfchen und die Purpurröthe des Entzückens vertrieb rasch die Bläße.

„Diese Dinge sind mein Eigenthum! Ich kann damit anfangen, was ich will.“

„Ich dürfte ihn ja doch nicht tragen!“

„Hier im Hause freilich nicht, das wäre gegen die Schicklichkeit; aber wenn du ausgehst . . . und dann kannst du ihn dir auch aufheben . . . wenn du einmal Braut wirst!“

„O gnädigste Comtesse!“ — sagte das Kammerkätzchen verschämt — „Sie machen mich schamroth. Aber wenn Sie befehlen . . . so werde ich den Ring . . . als ein mir ewig theures Andenken an Sie . . .“

„Wie du willst!“ — entgegnete Aurora und ein schelmisches Lächeln umzuckte ihren rosigen Mund. Rasch warf sie dann die anderen Armreife wieder in ihren Schmuckkasten und sprang an den Flügel, die Ouvertüre aus „Dichter und Bauer“ zu spielen.

Die kleinen zarten Finger flogen über die Tasten und lockten verführerisch die hübschen Melodien her-

vor; plötzlich indessen brach sie mit einem Accorde ab und rief:

„Bella!“

„Gnädiges Fräulein!“ — entgegnete diese.

„Bella!“ — fuhr Aurora fort — „willst du mir einen Gefallen thun?“

„Jeden!“

„Einen rechten großen!“

„Gewiß, meine Gnädige!“

„Nun . . . so begleite mich ein wenig in den Garten . . . es ist hier so schwül . . . wir wollen im Bosquett spazieren gehn!“

„Wie Sie befehlen.“

„Und . . . weißt du was, Bella, nimm den Schlüssel hier zu dir, er führt zur hinteren Pforte des Gartens.“

„Aber meine Gnädige, die Frau Gräfin haben streng verboten . . .“

„Das Palais oder den Garten ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß zu verlassen . . . das wollen wir auch nicht.“

„Und doch soll ich . . .“

„Ah, Bella, du willst also die kleine Gefälligkeit nicht für mich haben?“

Das Kammermädchen erröthete; es gedachte des kostbaren Geschenkes von eben und begriff aus welchem Grunde es zu demselben gekommen sei. Also schon kleine Geheimnisse? nun, da war ja durch Be-

reitwilligkeit vielleicht noch Manches zu erlangen. Bella gehorchte mit der Versicherung: daß sie für ihr gnädiges Fräulein durch Feuer und Wasser gehen werde; war aber schlau genug nicht merken zu lassen, was sie errathen.

Als sie das Bosquett erreicht und durch mehrere schattige Gänge auf und abgegangen waren, blieb Aurora plötzlich stehen; sie konnte dabei die Verlegenheit nicht verbergen, in der sie sich befand; dennoch faßte sie sich rasch und sagte:

„Wie gut ich es mit dir meine, Bella, sollst du jetzt erst erfahren. Ich habe dich gebeten, den Gartenschlüssel mitzunehmen und dies zwar wegen dir!"

„Wegen mir?"

„Ja! Deine Mutter wohnt nur wenige Straßen von hier entfernt, nicht wahr?"

„Zu dienen!"

„Nun, so eile zu ihr und gieb ihr den Armreif, den ich dir geschenkt habe, einstweilen zum Aufbewahren. Du kannst ihn ja doch hier im Hause nicht tragen."

„Gnädiges Fräulein Sie sind zu gütig ... aber wenn es die gnädige Frau Gräfin erführe ..."

„Sie wird nichts erfahren! Es ist gleich acht Uhr und das Theater ist erst gegen zehn Uhr zu Ende. Du brauchst dich also mit dem Wiederkommen nicht zu eilen. Es freut dich gewiß, ein Stündchen

bei deiner guten Mutter zubringen zu können. Hörst du, ein Stündchen. Ich habe Kinkel's „Otto der Schütz" in der Tasche und werde unterdessen in diesem allerliebsten Büchlein lesen!"

„O, mein Fräulein . . ." stammelte verlegen das Kammerkätzchen.

„Geh' nur, ich will, daß du die Freude haben sollst. Um neun Uhr erwarte ich dich zurück."

„Wenn Sie es befehlen."

„Ja! ja! . . . und weißt du was, Bella, damit du den Schlüssel nicht verlierst, laß ihn lieber im Schloß stecken, ohne abzuschließen."

„Gewiß!" — entgegnete Bella und that, als ob sie nicht das Mindeste errieth. Als sie aber den Garten hinter sich hatte und die einsame Straße, auf die er führte, hinabeilte, konnte sie sich nicht enthalten im höchsten Staunen auszurufen:

„Nun! das muß ich gestehen! wer hätte dies bei dem Kinde gedacht? Na! was ein Dorn werden will, spitzt sich bei Zeiten!"

Fünf Minuten später trat Storninghoff mit dem Jubelruf: — „So hat sie mich also doch nicht vergessen!" — strahlenden Auges in den Garten.

Aber er sollte gleich wieder erfahren, mit welch' neckischem Elfengeiste er es zu thun habe: sein schwarzäugiger Engel war nicht zu sehen, bis ihm ein leises Kichern, tief in einem Busche, verrieth, daß man sich hier versteckt habe, um . . . gefangen zu werden.

Und Storninghoff fing denn das lose Vögelchen auch; nicht ohne die Vorsicht zu gebrauchen, es an weiterem Davonfliegen dadurch zu verhindern, daß er es umschlang, recht fest an sich drückte und den losen Mund der dagegen protestirte, mit heißen Küssen schloß.

Aurora durchschütterte es selig. O welch' ein ganz anderes Gefühl erweckten diese Küsse in ihr, als jene des Fürsten, ihres „väterlichen" Freundes! Und wenn sie erst gar in des jungen Mannes schöne tiefe Augen schaute, ihr eigenes Bild sich darin spiegelte, war es ihr, als ob sich ein ganzer Himmel erschlösse.

Und was hatten sich nun die beiden jungen Liebenden nicht alles zu erzählen!

Die Stunde verflog mit Gedankenschnelle und erst der Eintritt Bella's in den Garten mahnte die beiden Glücklichen, die wie tolle neckische Kinder mit einander getändelt und gescherzt hatten, zum Aufbruch. Das kluge Zöfchen that dabei auch jetzt, als merke sie nichts und verlor sich in einem dichten Baumgange. War sie jetzt doch eingeweiht in die Abenteuer ihrer jungen Herrin und konnte bei einem schlauen Benehmen die schönsten Vortheile daraus ziehen.

Und welche selige Zeit folgte nun für Storninghoff. Fast jeden Abend — die wenigen ausgenommen, an welchen Aurora der Frau Gräfin Mutter in das

Theater folgen mußte, — sah er seine kleine schelmische Geliebte in dem Bosquet wieder. Bella richtete es so ein, daß sie dabei nicht gesehen wurde; nur bei dem Hinauslassen des jungen Herrn kam sie — da sie die Thüre ja doch schließen mußte — zumeist mit schmunzelndem Lächeln herbeigehüpft, wobei sie dann jedesmal auf dem Rückwege zu ihrer Herrin etwas in die Rocktasche gleiten ließ und ungemein heiter aussah.

Storninghoff und Aurora waren überglücklich, wozu nicht wenig das rein Kindliche beitrug, was in ihrem Verhältnisse lag. Sie liebten, herzten und küßten sich, ohne in ihren neckischen Tändeleien an etwas Anderes zu denken. Wohl fing es an, immer mehr und mehr in des Mädchens Brust zu stürmen; — wohl regten sich wunderbare Gefühle in Aurora's kleinem Herzen, die ihr bis dahin unbekannt, und die sie manchmal gar seltsam erfaßten und aufregten, aber sie war sich ihre Bedeutung noch nicht bewußt. Es war die erste Ahnung jener allgewaltigen verzehrenden Leidenschaft der Liebe, die ihr Königreich in so manchem weiblichen Herzen errichtet, bald einen Himmel der reinsten Seligkeit aufbauend, bald Welten des Glücks zertrümmernd und zerschmetternd.

An einem der nächsten Abende kam es unter den beiden Glücklichen im munteren Zwiegespräch auch auf Storninghoffs Stellung im Leben. Er erklärte, daß er der Sohn eines reichen Privatmannes sei; daß

sein Vater zumeist in Paris und den Bädern lebe und er . . . aus Liebhaberei die Malerkunst übe.

„O!“ — rief hier Aurora entzückt — „das ist herrlich, Herr von Storninghoff! da können Sie mich ja portraitiren!“

„Himmlisches Mädchen!“ — entgegnete der junge Mann — „wissen Sie denn, daß ich Sie schon gezeichnet habe?“

Die junge Gräfin lachte schelmisch, dann sagte sie: — „Wenn ich mich nicht irre, hat der schlimme Herr mir schon vor einiger Zeit am Fenster seines Freundes die Züge abgestohlen.“

„Ein Engels-Bildchen, das mir um nichts in der Welt feil ist.“

„Halt!“ — rief jetzt mit einem Male Aurora und legte ihre linke Hand auf den Arm des neben ihr Sitzenden, als wolle sie ihn abhalten, sie in ihren Gedanken zu unterbrechen, während sie zugleich den Zeigefinger der anderen Hand auf die frischrothen Lippen legte.

„Nun?“ — frug Storninghoff, sie lächelnd anschauend, — „was denken Sie, Comtesse?“

„O! es wäre prächtig!“

„Darf man wissen was prächtig wäre?“

„Ja, ja!“ — rief Aurora und schlug voll Freuden in die Hände, — „es muß gehen! . . . Sie müssen mich malen.“

„Köstlich!“ — entgegnete Storninghoff heiter — „hier im Bosquet!“

„O nein! nein!“ — rief die Kleine — „oben, in der Wohnung; damit werden Sie zugleich bei uns eingeführt und wir können uns alle Tage in meinem Zimmer sehen. Mit Bella werd' ich schon fertig. Ich habe noch eine nette Zahl hübscher Ringe und Ohrringe zu verschenken. Vor allen Dingen, Storninghoff, müssen Sie aber recht langsam malen, damit die Sache lange dauert.“

Storninghoff lachte herzlich; dann sagte er:

„Ich werde es machen wie Penelope, die berühmte Gattin des Odysseus, die, um die Werbung ihrer Freier hinauszuhalten, vorgab: sie müsse erst, ehe sie einen derselben zum Gatten wählen könne, das Leichengewand für Laërtes fertig bringen und die nun jede Nacht das wieder auftrennte, was sie des Tages über gewoben.“

„Machen Sie es, wie Sie wollen!“ — versetzte die Kleine naiv — „wenn das Malen nur recht lange dauert, damit wir uns recht oft oben sehen können und Sie sich einbürgern!“

Storninghoff schaute überrascht auf, dann frug er:

„Sprechen Sie denn im Ernste?“

„Je nun, natürlich!“

„Aber wo denken Sie hin, mein Fräulein, Frau Gräfin Mutter und der Herr Graf werden sich schön bedanken . . .“

„Dafür lassen Sie mich sorgen!“

„Ich bin ein junger Mann . . .“

„Die alten mag ich nicht; sie taugen auch nichts. Ich will nicht altmodisch gemalt sein.“

„Ich habe ja noch gar kein Renommé!“

„So machen Sie sich durch mein Bild eines. Nur muthig! . . . man muß keck im Leben sein.“

„Wahrhaftig!“ — rief Storninghof lachend — „„Rast' ich, so rost' ich!““ Sie haben recht, mein Fräulein. Wenn Sie es fertig bringen, daß man mich zu diesem entzückenden Amte beruft, an mir soll es nicht fehlen! Einen Raphael verspreche ich Ihnen freilich nicht; Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit aber wird meinen Pinsel begeistern, daß . . .“

„Ich will auch den Monsieur Raphael gar nicht!“ — rief Aurora lachend und sprang auf, denn es war Zeit sich zu trennen, — „sondern mein Porträt und Ihre Person.“

„Sie sind ein Engel, Aurora! aber wie wird mir's gehen, wenn ich Ihnen so geradezu und tief in die Augen schauen muß?“

„Nun ich denke nicht daß Sie erblinden.“

„Haben Sie vergessen:

„Wie oft habt ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen!
Wenn hinter Blumen halb versteckt
Ich sah hervor euch tauchen.

Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!

Ich weiß nicht, sprach von Liebe ihr,
Ihr holden Schelmenaugen!
Es war, als ob ein Himmel mir
Entzückt in's Herz wollt tauchen,
O Aeuglein, Aeuglein, schließt euch zu,
Ihr nehmt mir sonst des Herzens Ruh,
Ihr holden Schelmenaugen!"

„Nun gut!" — rief die Kleine in köstlichem Humor — „so werde ich die Augen zumachen und Sie malen mich als Schlafende. Das ist wenigstens neu!"

Storninghoff lachte; er betrachtete ja die ganze Sache nur als einen Scherz.

Man pflegte in der gräflich Huttingsfeld'schen Familie das Diner täglich um vier Uhr Nachmittags einzunehmen; um fünf Uhr war es alsdann beendet, worauf man noch eine kurze Zeit beisammen blieb den Kaffee einzunehmen. Diese halbe Stunde ungefähr und die Stunde beim Abendthee um zehn Uhr war die einzige Zeit, in welcher Comtesse Aurora einigermaßen ungebunden mit ihren Eltern verkehren konnte, da es gewöhnlich bei dem Diner sehr schweigsam

zuging, oft auch Gäste die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Die übrige Zeit brachte die junge Comtesse auf ihren Zimmern in Gesellschaft ihres Kammermädchens zu, — nahm Unterricht in Klavier, Literatur und Sprachen, oder erging sich im Garten, wenn sie nicht von der gnädigen Frau Mutter zu einer Spazierfahrt befohlen wurde oder Besuche von Freundinnen empfing.

Nach der Mittagstafel liebte es Madame la comtesse, von der Tochter Einiges auf dem Flügel zu hören; während sie, majestätisch auf den Divan hingestreckt, mit Würde und Ruhe der Verdauung pflegte.

Auch heute war dies geschehen, und zwar hatte Aurora so trefflich gespielt, daß sich die Frau Gräfin Mutter sogar zu einem gnädigen „Bravo, mein Kind!" — herabließ. Ja es geschah noch mehr: Die Gräfin forderte ihre Tochter auf, als Belohnung für die Fortschritte, die diese im Klavierspiel gemacht, sich etwas zu erbitten.

Sonderbarerweise wurde Aurora bei dieser Aufforderung feuerroth. Ihre Brust hob sich rascher und die Bewegung der Hand nach der Stelle des Herzens bewies, daß dieses mächtiger als gewöhnlich poche. Dennoch sagte ihr freudig aufblitzendes Auge, wie willkommen ihr die Aufforderung sei und daß sie schon eine Bitte im Voraus bereit habe, an deren Erfüllung ihr viel gelegen.

Aurora war denn auch rasch von dem zierlichen, von ihr selbst gestickten Klavierstuhle herab und eilte vergnügt auf die Mutter zu.

Der Graf war unter dem Spiel in seinem Sessel eingeschlafen und nickte sanft mit dem Haupte. Die Frau Gräfin aber wehrte mit einem — „fi donc!“ — dies stürmische Herannahen der Tochter ab, die der Mutter mit einem herzlichen Kuß für ihre Güte danken wollte:

„Fi donc!“ — sagten Madame la Comtess dabei mit strenger eiskalter Miene — „wer wird denn so plebejisch ungestüm sein. Du weißt, ma chère, daß ich in allen Dingen auf ein würdiges und standesgemäßes Exterieur sehe!“

„Vergebung, gnädigste Frau Mutter!“ — entgegnete Aurora, von der mütterlichen Kälte, obgleich gewohnt, peinlich berührt. — „Ich beabsichtigte nur Ihnen für Ihre Güte im Voraus zu danken.“

„Was auch mit Ruhe und Würde geschehen kann. Und was wünschest du dir?“

„Mama!“ — flüsterte die Kleine und schmiegte sich schmeichelnd an die stolze kaltblickende Frau. — „Sie wissen, daß in einigen Wochen Papa's Geburtstag ist.“

„So ist es!“ — ertönte es gleichgültig.

„Dürfte ich alsdann Papa mit Etwas überraschen?“

„Warum nicht? wenn dir die Kinderei Spaß macht.“

„O ich weiß Etwas, was ihn sehr freuen wird!"

„Und das wäre?"

„Mein Porträt!"

„Albernheit!"

„O nein!" — rief Aurora lebhaft. — „Ich weiß, daß er es sich gewünscht hat!"

„Dein Vater?" — frug die Gräfin in eigenthümlichem Ton; aber in demselben Momente blitzte ein Gedanke in ihr auf: hatte denn nicht Fürst Andrychow den Wunsch ausgesprochen, Aurora's Bildniß zu besitzen? Wie, wenn man die Gelegenheit benutzte, um das Porträt des Kindes ohne Aufsehen und ohne Wissen des Grafen anfertigen zu lassen? Einmal vorhanden, blieb es eine Kleinigkeit, es in die Hände Andrychow's zu spielen. Das mußte ihm — der jetzt ohnedem Wittwer geworden — ein Wink über die Bereitwilligkeit der Familie sein, im gegebenen Falle das Wappen der Huttingsfeld-Wallerstein mit jenem der Andrychow zu verbinden; während der Anblick des Porträts der stillen Neigung des Fürsten Nahrung geben konnte.

Wie ein Blitz durchzuckten diese Gedanken das Gehirn der Gräfin. Sie war sofort entschlossen.

„Hé bien!" — sagte sie darauf mit der ihr eigenen eisigen Ruhe — „es mag sein, wenn es dir Freude macht. Aber ich kenne keinen Maler. Diese Leute liegen außer der Sphäre meiner Beachtung."

„Wenn meine gnädige Mutter es mir erlauben wollte," — versetzte das Kind mit etwas unsicherer Stimme, — „könnte ich vielleicht einen tüchtigen Mann der Art vorschlagen."

„So ist es recht, ma chère!" — sagte die Mutter mit leisem Neigen des Hauptes — „einen tüchtigen Mann der Art," das ist der rechte Ausdruck. Man muß seine Stellung nie vergessen. Und wie heißt jener Mann?"

„Sternig?" — flüsterte das Mädchen, wie im Geiste nach dem Namen suchend vor sich hin — „Storn . . . Stornhoff . . . nein!" — dann rief sie plötzlich — „ja so ist es: Storninghoff!"

„Storninghoff?" — wiederholte die Gräfin — „Habe den Namen noch nie nennen hören."

„Mein Klavierlehrer nannte mir ihn auf Befragen!" — sagte Aurora mit etwas schwankender Stimme — „es soll ein tüchtiger Künstler sein. Nicht eben alt . . . aber tüchtig!"

„Ich weiß nicht," meinte die Gräfin — „diese Bürgerlichen . . ."

„O!" — rief die Tochter rasch — „der ist nicht bürgerlich; er ist von Adel . . . ich erinnere mich eben, er heißt von Storninghoff!"

„Enfin! Das ist etwas Anderes!" — sagte die Gräfin wohlgefällig. — „Wir werden nach ihm senden."

Aurora's Herz wollte vor Freude zerspringen. Sie fiel der Mutter um den Hals und küßte sie stürmisch. Diese indeß wehrte abermals erschrocken ab, und sagte kal:

„Schon gut, schon gut! nur alles mit Anstand, Ruhe und Würde!“ — und damit winkte sie der Tochter zu, sie zu verlassen.

Verschwunden und zerstoben.

Wie sie so zauberhaft schön aussah, die kleine liebreizende neckische Aurora. Wie die dunklen Augen so schelmisch blickten und doch mit einer Gluth und Tiefe, die dem armen Maler, der ihr gegenüber an der Staffelei saß, fast das Herz verbrannten.

Leicht in einen Sessel hingegossen, den linken Arm mit Grazie auf der Seitenlehne ruhend, — gehüllt in ein leichtes weißes, tief ausgeschnittenes Kleid, aus dessen reicher Spitzengarnirung die wunderschön geformten, wie aus Alabaster gemeiselten Schultern, zum küssen schön, hervorragten und einen wunderbaren Contrast mit den schwarzen Locken bildeten, die dicht und voll von dem entzückend schönen Köpfchen herab auf sie niederfielen; . . . die Wangen von innerer glücklicher Aufregung geröthet; den zarten Busen von dem Gefühl einer wunderbaren, ihr selbst fast räthselhaften Wonne geschwellt, . . . so mußte er sie schauen, der junge glückliche Maler, dem zu Muthe war, als

müsse er vor Entzücken jeden Augenblick Palette und Pinsel von sich werfen und seiner kleinen Angebeteten zu Füßen fallen.

„Ja wohl!“ — hätte hier Selbing gesagt, wenn er Freund Storninghoffs Lage gekannt: — „Halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehen!“

Nämlich von der Fülle schwarzer Locken, die ihn dann jedenfalls überdeckt haben würde, während Lippen auf Lippen gebrannt hätten.

„Herr! führe uns nicht in Versuchung!“ Storninghoff sah ein, daß er sich zu viel zugemuthet; es ward ihm oft vor seinen Augen grün und gelb, so daß er ganz verkehrte Farben mischte und in der That wie Penelope doppelte Arbeit hatte; . . . wie z. B. grüne Pinselstriche in den schwarzen Haaren wieder auf die normale Farbe zurückzuführen.

Nur eines half ihm noch, . . . nämlich die Wuth, die in seinem Herzen neben der Seligkeit kochte; denn... nicht weit von Comtesse Aurora saß, einige Schritte weiter zurück, sein finsteres Schicksal in Gestalt der alten Kammerfrau und Gesellschaftsdame der Frau Gräfin Mutter.

Storninghoff war eine gute Seele; . . . aber die alte Kammerfrau mit ihrer spindeldürren Gestalt und ihren bebrillten, fast immer auf ihn gerichteten Augen, . . . die hätte er vergiften können.

Bei Gott! Madame la comtess hatte das Décorum und die Etiquette gut gewahrt und — ohne es zu

wissen — den beiden Verliebten, trotz den sieben Himmeln in welchen sie schwebten, wahre Marterstühle untergeschoben. Storninghoff sollte, dem geliebten Mädchen gegenüber, Auge in Auge gewurzelt . . . malen!! Ja! wenn ihm nur nicht alle Augenblicke die Sinne vergangen wären und die Hand gezittert hätte!

Gut war es, daß er nach jeder Sitzung das angefangene Porträt durch seinen Diener, wohl verhüllt, — unter dem Vorwande, auf seinem Zimmer daran weiter malen zu wollen, — zu sich nach Hause tragen ließ. Außerdem that er, was alle große Maler thun: er gestattete Niemand einen Blick auf das Bild zu werfen, ehe es vollendet sei.

Wohin indeß sollte dies führen und wie lange dauern?

Aber warum lächelte denn heute Comtesse Aurora so ganz besonders schalkhaft?

Storninghoff ward es, trotz der geöffneten Fenster, heiß, . . . so heiß . . . daß ihm der Schweiß auf der Stirne perlte. Die Julihitze war aber auch fast unerträglich; zumal jetzt, zwischen zwölf und eins, der von der Gräfin für die Sitzungen bestimmten Zeit.

Der alte weibliche Cerberus hatte sich schon zweimal ein Glas Wasser von Bella reichen lassen; indeß es wollte nicht fruchten; . . . das edle graue Haupt der Kammerdame nickte jeden Augenblick tiefer; — sie riß die Augenlider auf, als sollten Sperrhölzer hineingesteckt werden; . . . umsonst . . . sie sanken

immer und immer wieder nieder, als wären sie mit Blei ausgegossen.

Aurora konnte sich in ihrem schalkhaften Lachen fast nicht mehr zurück halten.

Da! . . . jetzt war ihr das Gebetbuch, in welchem sie gelesen, in den Schooß gesunken . . . noch ein Zucken des Hauptes . . . die Brille folgte . . . und ein leises Schnarchen verrieth, daß sie eingeschlafen sei.

Die Gruppe war köstlich: die Einschlafende auf der einen Seite und die drei Anderen, die dieser höchst komischen Manipulation lächelnd zusahen: Bella, aus ihrem Winkel heraus, voll Schadenfreude, . . . Aurora, leise von dem Sessel herabgleitend, mit Blicken des Triumphs, . . . Storninghoff, den hochgehobenen Pinsel voll Staunen und Erwarten wie versteinert festhaltend.

Aber im nächsten Augenblicke war das Bild ein anderes geworden: Pinsel und Palette lagen an der Erde und der Maler und sein Object sich in den Armen. Bella war in das Nebenzimmer getreten.

O du Himmel! was regnete es jetzt Küsse!

Die gefährlichen Sitzungen — Auge in Auge — hatten, wie heiße Sommertage, viel gereift. Die Lippen kamen nicht auseinander; aber es lag auch diesmal in diesem Küssen und Umfassen ein ganz eigenes, von den beiden jungen Leuten bisher noch nicht geahntes wunderbar-hinreißendes Gefühl von Seligkeit.

Als sich endlich Aurora's Köpfchen mit verklärendem Lächeln zurückbog und Storninghoff scheu nach der noch immer Schlafenden blickte, flüsterte ihm Aurora in das Ohr:

„Beruhigen Sie sich, Hugo, sie wacht so bald nicht auf. Ich habe ihr vorhin drei von des Papas Morphium-Pulvern in ihre Morgen-Chokolade geschüttet. Es wird ihr doch nichts schaden?"

„Die Frage, süße Aurora, kommt etwas spät" — entgegnete Storninghoff, der einen leichten Schrecken doch nicht verbergen konnte. — „Hoffen wir das Beste. Wird uns aber die gnädige Frau Mama nicht überraschen?"

„Sie that es bis jetzt noch nie . . . warum heute?" — meinte die Tochter, auf welche ihre unüberlegte und unvorsichtige Handlungsweise etwas ernüchternd einwirkte. Aber neue Küsse verscheuchten schnell jede weitere Bedenklichkeit . . . als mit einemmale die Thüre weit aufgerissen wurde und Bella todtenbleich mit dem Ausruf: „die Frau Gräfin!" hereinstürzte.

Die beiden jungen Leute fuhren auseinander, als ob sie von Schlangen gestochen seien. Aurora warf sich in den Sessel, und Storninghoff raffte in aller Schnelligkeit Pinsel und Palette auf; . . . aber . . . schon rauschte das schwer-seidene Kleid der hohen Dame in der Thüre.

Wenn sich die versteinernde Kraft des Medusenhauptes hier geltend gemacht hätte, ihre Wirkung

würde nicht entschiedener gewesen sein, als die der Blicke, welche jetzt die Gräfin Huttingsfeld-Wallerstein über die Anwesenden gleiten ließ.

Kein Wort kam über ihre Lippen; in ihren furchtbar stolzen, strengen und eiskalten Zügen aber lag es wie tausend Todesurtheile. Ihr scharfer Verstand hatte, bei dem Anblick der erhitzten und verlegenen Gesichter der jungen Leute, der an Arm und Bein zitternden Bella und ihrer schlafenden und schnarchenden Kammerfrau, sogleich alles errathen.

Ein furchtbar zorniger Blick flammte der Comtesse Tochter entgegen, — ein vernichtender traf mit den eisigen Worten: — „Sie sind entlassen!“ — Storninghoff.

Im nächsten Augenblick waren Gräfin Mutter und Tochter verschwunden. Bella war ohnmächtig zusammen gebrochen.

Storninghoff, bis in das Tiefste erschüttert, verließ halb bewußtlos das Palais. — — — —

Acht Tage später durchlief das Gerücht die Stadt: die gräflich Huttingsfeld'sche Familie sei abgereist. Wohin? wußte Niemand anzugeben.

Auch der „Clubb der Neune“ erlitt um diese Zeit einen neuen Verlust: Hugo von Storninghoff legte Palette und Pinsel nieder und begab sich, mit Uebereinstimmung seines Vaters, nach Wien, um in die österreichische Armee einzutreten.

„Ich mag nicht länger für nichts und gar nichts in der Welt herumtaumeln!“ — sagte er beim Abschied

zu den Freunden — „Rast' ich, so rost' ich! Ich will mich also jetzt als thätiger und strebender Mensch in das Leben werfen!"

Und so geschah es. Storninghoff reiste den kommenden Tag nach Wien ab.

Ein schöner Traum war verschwunden und zerstoben!

Mr. Halam Steinau.

„Ja, meine Damen!“ — sagte Mr. Halam Steinau — „Sie können mir glauben, Mexiko — nun, ich kenne es durch und durch, denn ich habe, wie Sie wissen, vierzig Jahre dort und in Texas zugebracht — Mexiko hat Naturschönheiten aufzuweisen, wie man sie sonst kaum wiederfindet. So entsinne ich mich noch immer des Eindrucks, den die erste Reise von Veracruz nach Oaxaca auf mich machte. Die Hochebene, auf welcher wir bei der Annäherung von Oaxaca ritten, war gegen Westen stark geneigt, so daß wir endlich so weit hinabgekommen waren, um dem Schneegestöber, das hoch oben über dem Meeresspiegel geherrscht hatte, entgangen zu sein. Jetzt senkte sich die Ebene rasch in ein ziemlich abschüssiges Thal hinab, und indem wir in einer Windung der Bergschlucht um einen Felsenvorsprung kamen, öffnete sich vor uns, wie mit einem Zauberschlage, eine Aussicht voll des köstlichsten Reizes.“

„Bravo, Mr. Steinau,“ — sagte hier eine der

anwesenden Damen, — „Sie erzählen ja vortrefflich! Aber fahren Sie fort!“

„Der ganze Vordergrund war im Halbkreise von himmelhohen Felsen eingenommen“ — berichtete der Erzähler weiter — „die steil in ein weites Thal hinuntersanken, das sie fast völlig einrahmten und das wenigstens dreitausend Fuß unter uns lag. Der Gegensatz, den die Lieblichkeit des eingeschlossenen Thales mit der furchtbaren Großartigkeit der felsigen Umrahmung erzeugte, war geradezu entzückend. Das Ganze drängte sich auf einmal in die Wahrnehmung, und doch ward das Auge immer wieder von dem Lieblichen auf das Erhabene und von diesem auf jenes zurückgeworfen.“

„Wie schön das gewesen sein muß!“ — rief die Dame.

„Das Thal, von niederen Bergzügen, zahllosen Bächen, Flüßchen, Seen, Wäldern, Felsengruppen und vereinzelten menschlichen Wohnungen durchzogen, erschien nicht in jenem blauen Duft, der bei solchem Abstande europäische Fernsichten bedecken würde, sondern bei der Klarheit der Luft in sanftem Grün, mit Ausnahme der Wälder, die sich, von dieser Höhe aus gesehen, vorwiegend dunkelgrün, fast schwarz zeigten. Die blauen Seen in der Ferne, die röthlichen Felsen und die von dem Gebirge im Vordergrunde niederfallenden Kaskaden — silberne Fäden und Bänder, die Sonne wiederspiegelnd, — brachten die schönste Abwechslung in den Grundton dieses Gemäldes.“

„Und konnte man das alles so genau sehen?“

„Die Entfernung war groß genug, um in jedes Fältchen der Bodenoberfläche, in jedes Winkelchen hineinsehen zu können, und doch nicht zu groß, um die Spuren menschlichen Wirkens — Häuser, bestellte Aecker, Pflanzungen — und die Vertheilung von Licht und Schatten im Einzelnen zu erkennen. Je größer ja die Fülle der Beleuchtung südlicher Landschaften ist, desto wirksamer wird im Gegensatz die Mannigfaltigkeit der Schattirungen. Da unten nun schien eine glückliche Welt, abgeschieden von dem großen öden All durch riesige Wälle, jeden Entdecker zum Niewiederscheiden einzuladen. Hier war — poetisch gesagt — der Friede gefunden, den das Menschengeschlecht überall vergeblich sucht. Die Felsenwände aber mit ihrem kein Ende nehmenden ungeheuren Absturz waren in Tausende von abenteuerlichen, wilden Formen festgebannt, welche bald an Menschen —, bald an Thier- und Pflanzengestalten erinnerten, die kühnsten Erfindungen der Einbildungskraft überboten, hier in's Thal zu stürzen, dort davon zu fliegen, oder auf uns zermalmend herabzudrohen schienen. Auch an den steilsten Felsenwänden hatte dabei hier und da noch ein stolzer Baum, eine ganze Cactuspflanzung, eine kleine saftgrüne Wiese oder Strecken natürlicher Blumenbeete, in den herrlichsten Farben erstrahlend, sich eingenistet, ... gleichsam als wollten sie den überwältigend ernsten Eindruck der Gebirgsriesen sänftigen und mildern. Ja, meine Damen, diese steinerne Welt war in ihrer Art ganz so mannigfaltig

und unerschöpflich an fesselnden Einzelheiten, als die smaragdene zu unseren Füßen. Auch entsinne ich mich, daß eine Unmasse von Vögeln, buntgefiedert und von allen Arten uns umschwärmten. Ich konnte mich damals in der That nicht satt sehen!"

„Damals!" — rief lachend Mistreß Sommer, eine äußerst corpulente Dame in ungemein reicher Toilette, an deren Hals, Handgelenken und Fingern es von Gold und Juwelen blitzte und funkelte — „ich denke, Mr. Halam Steinau schwärmt jetzt nicht mehr für solche Dinge!"

„Nun!" — entgegnete der Angeredete achselzuckend — „man sieht mit der Zeit viel und wird durch das Leben abgestumpft. Ich war damals — zu der Zeit, als ich nach Mexiko als nichtsnutziger Junge, der seinem Vater durchgebrannt war, kam — erst fünfzehn Jahre alt."

„Und mich freut es immer," — fiel hier die Gattin Steinau's, eine bescheidene feine Dame ein — „wenn dich zeitweise noch die alte schöne Begeisterung für die Natur erfaßt."

„Nun!" — sagte Herr Steinau etwas gezwungen — „ich habe sie gerade noch nicht ganz verloren, wenn sie auch der Begeisterung für Kunst und Wissenschaft in etwas weichen mußte."

„Ja! ja!" — rief Mistreß Sommer, in amerikanisch-englischem, etwas näselndem Accent, und ließ ihren kostbaren Fächer spielen — „man weiß, daß Mr. Steinau ein Mizän der Kunst ist!"

„Gilt er wirklich für einen Mäcen der Künste?“ — frug die Gattin Steinau's lächelnd.

„Nun!“ — rief Mr. Steinau in fast scharfem Ton und bog den Kopf etwas nach hinten — „ich denke wohl, ich habe es bewiesen, daß ich ein Beschützer und Förderer der Künste bin. Was sagen Sie dazu, Mr. Mathews!“

„Yes!“ — sagte hier sehr ruhig der Angeredete, dessen äußere Erscheinung auf den ersten Blick den geborenen Amerikaner verrieth — „Mr. Halam haben gekauft erst gestern a picture . . . ein Gemälde, ich glaube . . . for 500 Dollars!“

„Gesteh' ich's nur!“ — rief hier Mr. Sommer, eine kräftige breitschultrige Persönlichkeit von derbem und ordinärem Aussehen, — „ich begreife nicht, wie man sein Geld in solch' unnützes Zeug stecken kann. Bequem wohnen, gut! dafür ist man reich; aber dem Volk, was man Künstler nennt, seinen Unsinn von Büchern, Bildern, Statüen und . . . was weiß ich sonst . . . für schweres Geld abzukaufen, . . . nein! das ist nichts für mich, . . . das nenn' ich Verschwendung!“

Mr. Halam Steinau lachte laut auf, dann sagte er zu dessen corpulenter Gattin gewandt, die ihre Juwelen im Werthe eines kleinen Vermögens durch alle möglichen Bewegungen der speckigen Hände und Achseln bemerkbar zu machen suchte, — „unser guter Mr. Sommer ist immer noch im Geiste in Amerika und handelt mit Negersklaven; da war ihm denn natürlich ein recht

kräftiger junger Nieger oder eine schöne handfeste Negress lieber als die Statue des pythischen Apolls und der Venus Aphrodite!"

„Was das für Leute sind, weiß ich nicht!" — entgegnete Sommer — „ich habe nur einmal den Namen Venus gehört, und den trug eine prächtige vierzehnjährige Negress, die ich für hundert Piaster kaufte und für achtzehnhundert Piaster verkaufte."

„God-damn!" — murmelte Mr. Mathews.

„Welcher von den Brillant-Ringen, die Ihre Frau da an der Hand trägt, ist die Frucht dieses Handels?" — frug Steinau spöttelnd.

„Keiner!" — entgegnete Sommer ruhig und blies, nachdem er auf den kostbaren Fußteppich gespuckt hatte, den Rauch seiner Havanna gemüthlich in die Luft. — „Damals dachte weder ich noch meine Frau an solch' glänzendes Spielzeug; erst seitdem wir uns mit . . ."

„Nun, sagen Sie's nur!" — rief Steinau — „mit anderthalb Million Thälerchen . . ."

„Mit einem hübschen Vermögen zurückgezogen haben und wieder nach Deutschland gekommen sind," — fuhr der ehemalige Sklavenhändler ruhig fort, — „erst seit dieser Zeit macht meine Alte den europäischen Unsinn auch mit."

„Nun, und haben Sie Ihre armen Verwandten in Schwaben auch recht bedacht?" — frug Halam boshaft lächelnd.

Mr. Sommer spuckte, zum Entsetzen und Aerger der Hausfrau, wiederholt aus; klopfte die Asche seiner

Cigarre ab und sagte dann: — „Was geht mich dieses Volk an. Ich habe mein Vermögen für mich erworben und nicht für andere Leute!“

„Yes!“ — sagte Mr. Mathews beifällig.

In diesem Augenblick wurde die Flügelthüre, die zu dem Speisesaal führte, geöffnet und ein Diener in geschmackvoller Livré meldete, daß das Diner servirt sei.

Man brach auf.

„Sie werden nicht schlecht fahren, meine Herren!“ — rief Halam Steinau dabei schmunzelnd und stolz — „Potage à la tortue,“ — „Truites sauce crevettes,“ — „Saumon,“ — „Poulets à la financière,“ die Leibspeise unseres Mr. Sommer — „Majonaise de homards,“ namentlich mit Berücksichtigung des Gaumens von Mr. Mathews“ . . .

„Yes!“ — bestätigte der Angeredete.

„Pâtés de foies gras,“ etwas für Mistreß Sommer!“ — fuhr Steinau boshaft fort — „und „Asperges en Branches“ für die Damen!“

Man war eingetreten.

Die Tafel war reich und gefällig geordnet; auch der Speisesaal zeugte von Geschmack. Nichts zog die Aufmerksamkeit der Speisenden von ihrem wichtigen Geschäfte ab; während die schönen Malereien der Wände — Fruchtstücke und dergleichen darstellend — das Verlangen nach Genuß nur erhöhen konnten.

Ueberhaupt war die Villa Steinau's ein wahrhaft reizender Sommeraufenthalt. Ihr Besitzer hatte sie

in der Weise aufführen lassen, wie er eine solche in Mexiko besessen. An einem der schönsten Punkte des Badeortes Homburg an der Höhe gelegen, bot sie nach drei Seiten hin große und luftige Verandas, von welchen jede einzelne einen Garten von exotischen Blumen- und Blattpflanzen bildete. Rankende Rosen liefen an den Säulen hinauf und überdeckten mit Hunderten von köstlich duftenden Blüthen die drei luftigen Gelasse, die ein poetisches Gemüth für ebensoviele Tempel Flora's hätte ansehen können. Das ganze untere Geschoß bildete dabei einen riesigen Gartensalon, in welchem Blumentische voll tropischer Pflanzen ihre balsamischen Düfte versandten; während ein großer Flügel geübte Hände aufforderte, ihre Kunst und Geschicklichkeit hier geltend zu machen; in der Mitte des Salons aber warf ein artiger Springbrunnen seine krystallenen Strahlen empor, um sie dann in einem Becken aus weißem Marmor wieder aufzufangen. In den vier Seitennischen standen kunstreich gearbeitete Göttergestalten: Juno, Hebe, Apoll und Diana. Auch die Marmorgesimse, über welchen sich riesige Spiegel erhoben, waren mit Kunstgegenständen aus Albaster und Bronze bedeckt: die Grazien, — einen lüsternen Faun, der eine hinsinkende Nymphe umfaßt, — die Gruppe des farnesischen Stiers u. s. w. vorstellend. Sämmtliche Möbel hatte der Besitzer nach antiken Mustern arbeiten lassen. In gleich reicher und geschmackvoller Weise zeigten sich sämmtliche übrigen Zimmer der Villa, in welchen kostbare Tapeten, Fuß-

teppiche, Möbels, Gemälde und Kunstgegenstände an Pracht wetteiferten.

Es hätte sich in der That ein Fürst dieses Aufenthaltes nicht zu schämen gebraucht; dennoch wurde ein feines Auge durch etwas peinlich berührt, . . . und zwar geschah das gerade durch die Ueberladung an Kunstgegenständen und Ausschmückungen. Die Bildung des Besitzers mußte doch eine spät-nachgeholte, etwas erzwungene sein, die weniger tief ging und nicht sowohl auf wahrer Kenntniß und Verehrung der Kunst beruhte, als auf der Sucht zu prahlen und als Kunstkenner und Mäcen zu glänzen.

Und so war es denn auch in der That. Steinau war in seinem fünfzehnten Jahre nach Mexiko gekommen. Da er — getrieben von einem über alle Maßen unruhigen Geiste, der sich keiner Zucht und keinem Gesetz, keiner Ordnung und keinem höheren Willen fügen wollte — ohne Wissen und Willen der ohnehin armen Eltern davon gegangen war, so vermochte er, nachdem seine kleine Ersparniß schon bei der Ankunft in Hamburg ihr Ende erreicht, die überseeische Reise nach Mexiko nur dadurch zu machen, daß ihn der Kapitain eines dahin zum Absegeln bereit liegenden Schiffes — der in dem jungen Menschen den aufgeweckten Kopf nicht verkannte — als Schiffsjungen annahm.

Nach einer langen Reise, einem schweren Dienste, Gefahren und Abenteuern aller Art betrat Halam — diesen Vornamen hatte er sich selbst gegeben, weil er

ihm gefiel, — den Boden von Mexiko. Damit wäre nun freilich nichts erreicht gewesen, als eben dieser Boden, hätte der Kapitän dem jungen, zwar wilden, aber doch auch unternehmenden Burschen, den er während der Ueberfahrt beobachtet hatte, nicht einige Piaster zum Geschenk gemacht und den Rath gegeben: sich dafür verschiedene kleine Gegenstände einzukaufen, um dieselben als jugendlicher Hausirer im Lande wieder abzusetzen. Die wenigen spanischen Worte, die Halam bei diesem Geschäfte nöthig waren, hatte er zum großen Theile, bei seinem Geschick für Sprachen, dem Kapitän unterweges schon abgelernt; das Weitere ergab sich bald von selbst.

Der junge Mensch, dessen unruhigem Geiste ein solch' herumschweifendes Leben — zumal in einem ihm ganz fremden, an Naturschönheiten und Wundern aller Art so reichen Lande — ungemein zusagte, schloß sich sofort einer von Veracruz nach Oaxaca reisenden Gesellschaft deutscher Einwanderer an und pilgerte sodann in das Innere des Landes. So verschaffte er sich in wenigen Jahren durch seinen Hausirer-Handel ein kleines Vermögen. Daß es dabei nicht gerade immer mit rechten Dingen zuging, war weniger *seine* Schuld, als die der grenzenlosen Dummheit der Landbevölkerung, der Eingeborenen und Indianer, die schön gearbeitete zinnerne Löffel für silberne, leichte Schmucksachen aus Bronze für goldene kauften.

Halams Gewissen war in solchen Dingen sehr

weit; indeß rentirte sich diese leichtere Auffassung von Recht und Unrecht ausgezeichnet, so daß sich der junge Mann in kurzer Frist so viel erworben hatte, um in Pueblo viejo de las Tamaulipas am Mexikanischen Meerbusen einen anfangs zwar sehr bescheidenen Handel mit Wollen- und Baumwollen-Fabrikaten, Stahl- und Eisenwaaren, als Haupt-Einfuhr-Artikel, anzufangen. Auch hier blieb er den ebenerwähnten Grundsätzen treu und so stand das Haus Halam Steinau bald als ein sehr bedeutendes, reiches und demnach auch hochgeachtetes da. Bald fand sich auch ein Associé mit bedeutenden Mitteln; ... einheimische Produkte, namentlich Indigo und Sassaparille kamen zur Ausfuhr, und so war Halam Steinau schon nach fünfzehn Jahren ein reicher Mann. Wunderbarerweise starb nach dieser Zeit plötzlich und ganz unerwartet auch noch sein Associé und hinterließ, da er unverheirathet geblieben — laut diversen Papieren, die sich nach seinem Tode vorfanden, — sein ganzes Vermögen an Steinau. Als dieser daher nach weiteren fünfundzwanzig Jahren — er hatte unterdessen ein bescheidenes, aber fein gebildetes deutsches Mädchen geheirathet, das mit einer englischen Familie als Gouvernante nach Mexiko gekommen — das Land verließ, um den Rest seines Lebens ruhig und angenehm in Europa zu verbringen und auf seinen Lorbeeren zu ruhen, war Halam Steinau ein Mann von sehr großem Vermögen.

Und er gab sich in der That jetzt alle mögliche

Mühe, den Rest seines Lebens angenehm zu verbringen. Uebrigens hoffte er dabei, wohl nicht mit Unrecht, auf einen noch ziemlich langen Lebensrest: denn, wenn auch durch den Aufenthalt in Mexiko etwas verbrannt und gelblich-braun in Folge öfter auftauchender Leberleiden, war Halam Steinau doch noch, trotz seiner fünfundfünfzig Jahre, ein hübscher, stattlicher und lebenslustiger Mann, der gern Freunde bei sich sah, fein zu essen und zu trinken liebte, und wohl auch dem grünen Tisch — zum Kummer seiner braven, feingebildeten Frau, der Mutter seiner vier Kinder, seine Zuneigung gern zu erkennen gab.

Namentlich waren es Mr. Mathews, ein geborener Amerikaner, schroff von Ansehen und Wesen, aber durch das Auffinden verschiedener Petroleumquellen zum reichen Mann geworden, und die beiden würdigen Eheleute Mr. und Mrs. Sommer, mit welchen Halam gerne umging, da er mit denselben schon bei seinen verschiedenen Reisen nach Texas bekannt geworden war und sie nun hier wiedergefunden hatte. Freilich waren diese Menschen der Frau des Hauses, aus mehr als einem Grunde, ein Gräuel; allein sie mußte sich hier, wie überall, in den stets eisernen Willen ihres Gatten fügen, der das in Mexiko angenommene tyrannische Wesen auch noch in Europa geltend machte und zwar vor allen Dingen bei seiner Frau und seinen Kindern.

So hatten sich denn auch heute wieder die Eben-

genannten mit dem Glockenschlage Fünf zur Tafel begeben und pflegten der irdischen Genüsse in heiterer Behaglichkeit. Tisch und Keller thaten dabei das Unglaubliche, denn Halam Steinau liebte es mit seiner splendiden Gastfreundschaft zu glänzen.

„Very fine, in deed, very fine!“ rief eben Mr. Mathews, indem er sich zum zweiten Male von dem servirenden Diener die Majonaise de homards reichen ließ. Der edle Petroleum-Ritter*) ward nämlich nur bei guter Tafel und etwa nach Genuß von zwanzig bis dreißig Gläßchen Gin etwas redselig.

„Ja!“ — sagte Mr. Sommer — „dies Diner macht einmal wieder der Hausfrau alle Ehre!“

Frau Steinau dankte freundlich; wies aber das Verdienst der Zubereitung von sich ab, da ihr Mann, wenn er Freunde zur Tafel erwarte, nur einem anerkannten Koch-Künstler die Herrschaft der Küche anvertraue.

„Das würde er nicht nöthig haben!“ — meinte Mr. Sommer. — „Ich bin überzeugt, Sie würden die Aufgabe ebenso gut lösen.“

„Bei einfacher Küche, ja!“ — entgegnete die Hausfrau — „bei solch' gekünstelten Gerichten aber nicht. In Mexiko stand ich der Haushaltung immer vor.“

*) „Petroleum knight,“ Spottname, welchen man in Amerika denjenigen Emporkömmlingen giebt, die ihren plötzlichen Reichthum der zufälligen Entdeckung von Petroleumquellen verdanken.

„Wie die meisten deutschen Frauen in Amerika!“ — fiel hier der Hausherr ein. — „Man schätzt auch hierin das deutsche Element!“

„Das spricht zum Vortheil der Amerikaner!“ — meinte Frau Steinau.

„Vielleicht noch mehr zum Vortheil der deutschen Frauen!“ — fiel hier der Hauslehrer ein, der mit den Kindern an dem unteren Ende der Tafel saß.

„Ich begreife nicht warum?“ — warf der Hausherr oberflächlich hin.

„O!“ — sagte seine Gattin leise erröthend — „der Gründe mag es verschiedene geben. Ihre Wirthschaftlichkeit, worin sie die Amerikanerinnen weit überbieten; ihre im Allgemeinen geringere Putzsucht; — ihre Bereitwilligkeit sich, wenn es gilt, ohne oder mit wenigen Dienstboten zu behelfen, was eine Amerikanerin nie fertig bringt; — ihre sorglichere Kindererziehung; — überhaupt ihre bei weitem geringeren Ansprüche bei größeren Leistungen empfehlen sie den Amerikanern als Hausfrauen.“

„Dagegen haben die Amerikanerinnen vor den deutschen Frauen den großen Vorzug, daß sie gebildeter sind, eine sorgfältigere Erziehung genießen und schöner und liebenswürdiger zu sein wissen!“ — sagte Mr. Steinau, die Blicke dem Teller zugewandt.

Abermals schoß eine dunkle Röthe in das Antlitz seiner Gattin; aber sie faßte sich rasch, den Schmerz unterdrückend, den ihr dieser Stich versetzt hatte.

„Dann," — sagte sie lächelnd — „dann begreife ich eigentlich nicht, warum mein Herr Gemahl eine Deutsche geheirathet hat? Indeß möchten die Dinge doch nicht ganz so stehen. Sie gehen allerdings gemeinlich bis zum achtzehnten Jahre, oft bis zu ihrer Verheirathung in die Schule; lernen Französisch, Deutsch, Italienisch, Grammatik, Rhetorik, Stylistik, Physiologie, Malen, Klavierspielen bis zum Exceß und kosten ihren Eltern schweres Geld; aber, mein Freund, ich denke wir haben darin hinlängliche Erfahrungen gemacht, . . . alles nur oberflächlich . . . ich möchte fast sagen: nur zum Schein, zur Spielerei oder vielmehr . . . um zu glänzen."

„Das ist deine Ansicht!" — erwiederte der Herr des Hauses mit einer gewissen Kälte und Härte.

„Es ist die allgemein verbreitete und anerkannte" — versetzte die Gattin sanft und ruhig. — „Sie kleiden sich geschmackvoll und reich; werden mit großer Galanterie behandelt und sind ihre eigenen Herrinnen so sehr, daß sie in der Regel bestimmen, in welche Schule sie gehen, und welchen Umgang sie genießen wollen. Eine solche Erziehung, durch Generationen fortgesetzt, hat natürlich bewirkt, daß sie im Durchschnitt mehr Selbstständigkeit bekommen und mehr geistige Anlagen haben, als die Frauen anderer Nationen. Man findet in der That weniger „Beschränkte" unter ihnen. Allein damit ist nicht gesagt, daß sie in der Regel wahrhaft gebildet sind."

„Weniger Beschränkte!“ — wiederholte Halam mit etwas bissigem Lächeln, und gab dem Diener einen Wink, die Gläser mit Champagner zu füllen.

„Man muß sich hüten „Beschränktheit“ hier mit „Bescheidenheit“ zu verwechseln!“ — sagte die Hausfrau mit leise zitternder Stimme.

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf,“ — fiel hier der Hauslehrer ein — „so ist es wohl eine ausgemachte Sache, daß das ganze amerikanische Erziehungswesen an dem großen Fehler leidet, daß der Schein des Wissens und Könnens statt des Wesens selbst gepflegt wird. Man läßt nur auswendig lernen, wodurch aber der Schüler oder die Schülerin zu willenlosen Geschöpfen ihrer Lehrbücher, Lehrer und Lehrerinnen werden und deshalb auch, was sie gelernt, mit unbegreiflicher Geschwindigkeit wieder vergessen.“

„So ist es!“ — fiel die Hausfrau hier ein. — „Von dem, was zur Wirthschaft, Kindererziehung und dazu gehört, den Gatten glücklich zu machen . . .“

„Mr. Mathews noch ein Glas Champagner?“ — frug hier der Gastgeber laut.

„Yes Sir!“ — entgegnete der Angeredete und ließ sich ruhig einschenken.

„... lernen diese unglücklichen Ladies gar nichts“ — fuhr die Dame des Hauses fort — „und sind deßhalb nicht nur außer Stand, ein Hauswesen billig bei allem Anstand und Comfort zu erhalten, sondern lernen auch

nie, sich im Hause glücklich zu fühlen. Deßhalb wohnt auch eine so ungeheuere Zahl amerikanischer Familien in Kosthäusern; deßhalb findet man auch in Amerika so gut wie kein eheliches Glück."

„Nun!" — meinte Steinau — „das ist auch in anderen Ländern nicht überall zu Hause. Aber ich denke wir langweilen unsere Gäste mit diesen pädagogischen Abhandlungen, nicht wahr, verehrte Mrs. Sommer?"

Die Angeredete hob den Kopf etwas schwerfällig und schläfrig in die Höhe, ordnete etwas an ihrem Brillanten-Collier und sagte:

„Offen gestanden mache ich mir nichts daraus, ob die Ladies da drüben etwas lernen oder nichts. Ich weiß nur, daß sie es sehr bequem haben und sich prächtig zu putzen wissen."

„Nicht zu vergessen ihre Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit in vielen Dingen!" — meinte Sommer mit dem Lächeln eines Faun.

Halam lachte laut auf; dann rief er:

„Ja, Sie hatten es gut, Sommer; wenn Ihre schwarzen Ladys nicht gehörig zuvorkommend waren, ließen Sie denselben tüchtig die Peitsche geben!"

„O pfui, Mr. Halam!" — rief hier Mrs. Sommer — „wer wird diese black-beasts, . . . diese schwarzen Bestien „Ladys" nennen!"

Die Herren lachten überlaut. Mrs. Steinau

gab, da der Dessert aufgetragen wurde, den Kindern ein Zeichen, sich zu entfernen.

Der Hauslehrer erhob sich mit denselben.

„Bleiben Sie noch einige Augenblicke!“ — befahl der Herr des Hauses in strengem Tone. — „Ich wünsche, daß die Kinder“ — es waren zwei Knaben und zwei Mädchen, von welch' letzteren das älteste zwölf Jahre zählte — „am Dessert theilnehmen!“

Madame Steinau seufzte: hätte sie den Wunsch ausgesprochen, die Kinder möchten noch zum Nachtisch bleiben, würde der Gemahl ohne Zweifel befohlen haben: daß sie sich augenblicklich zurückziehen sollten.

Halam Steinau aber schien sehr vergnügt; kneifte die dicke Sommer in ihren speckigen Arm, daß diese lachend aufschrie, und überbot sich an Liebenswürdigkeiten gegen sie, wie auch gegen die übrigen Gäste. Die Gläser klangen und Witz und Scherz kreisten am Tische. Steinau war in der besten Laune; ließ Kunstgegenstände, die er mit vielem Geld neu erworben, vorzeigen und gab sich, wie dies jedesmal in solcher Stimmung geschah, in seiner vollen Würde als großartiger Beschützer und Beförderer der Künste und Wissenschaften.

„A propos!“ — rief er jetzt dem Hauslehrer zu, der still und in sich gekehrt da saß — „Sie haben mir vor einigen Tagen ein Bändchen neuer Gedichte

auf meinen Büchertisch gelegt. Es sind sehr hübsche Sachen darin. Wie heißt doch der Autor?"

„Hohenhorst!" — antwortete ziemlich trocken der Lehrer.

„Der Name ist mir nicht bekannt."

„Es ist noch ein ganz junger Mann und die Gedichte sind sein Erstlingswerk!"

„Erst kurz erschienen?"

„Vor etwa vierzehn Tagen!"

„Und wo lebt der junge Mann?"

„In dem benachbarten Frankfurt."

„Kennen Sie ihn?"

„Ich traf ihn jüngst bei Professor Hasser, der sich sehr günstig über seine poetischen Schöpfungen aussprach."

„Und was ist es sonst für ein Mann? Doch kein Dichter mit langen Haaren à la List. Ich kann diese Phantastereien nicht leiden."

„Es ist ein schlichter, verständiger junger Mann; für einen jungen Kaufmann recht gebildet."

„Wie? Kaufmann und Dichter zugleich?" — rief der Herr des Hauses erstaunt. — „Wie kommt Saul unter die Propheten?"

„Durch inneren Drang!" — entgegnete der Hauslehrer, noch immer sehr gemessen, — „wie unser berühmter Freiligrath auch. Er ist, seinem äußeren Berufe nach, Kaufmann, seinem inneren zufolge Dichter."

„Selbständig etablirt?“

„O nein, Commis.“

„Wohlhabend?“

„Keineswegs! Er würde sonst, wie er mir vertraute, gerne der Poesie und dem Schriftstellerthume allein leben.“

„Ei sieh da!“ — rief Halam Steinau, mit augenscheinlichem Selbstgenügen — „dem Mann muß geholfen werden! Ich werde ihn morgen in eigener Person in Frankfurt aufsuchen und seine Zukunft in meine Hände nehmen. Solche Talente zu unterstützen, sollte für uns Reichen immer eine schöne Pflicht sein.“

„Geschmacksache!“ — meinte Sommer. — „Ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, niemals einen Pfennig für dergleichen Sachen und Leute auszugeben. Sie sollten etwas lernen, dann brauchten sie das dumme Zeug nicht.“

„Yes sir!“ — brummte Mr. Mathews.

„Gewiß!“ — sagte der Hauslehrer mit einem Anflug von Bitterkeit. — „Wie der alte Heine in Hamburg zu seinem berühmten Verwandten, dem Dichter H. Heine sagte: „Hättest du etwas gelernt, so brauchtest du keine Bücher zu schreiben!“

„Yes!“ — meinte der Petroleum-Ritter.

„Nun!“ — rief der Herr des Hauses — „Jeder nach seiner Art! Mein Vergnügen ist es nun einmal, junge aufstrebende Talente zu unterstützen, mag

es mich kosten was es will! Das Bewußtsein, ein Beschützer und Förderer der Künste und Wissenschaften zu sein, lohnt sich von selbst!"

„Wenn ich einmal ein Hochzeits- oder Geburtstags-Gedicht brauche, werd' ich's bei ihm bestellen!" — meinte die gute Sommer, das Brillant-Collier, das an ihrem speckigen Halse nach der Seite gerutscht war, wieder so weit herumdrehend, daß der Solitäre, der seine Mitte bildete, über den riesigen Busen zu thronen kam.

Der Hauslehrer biß sich auf die Zähne und bat um Erlaubniß sich mit den Kindern entfernen zu dürfen.

Steinau nickte bewilligend; auch die Damen erhoben sich und gingen, den Kaffee im Garten einzunehmen.

„So!" — rief Steinau aufathmend, als dies geschehen, — „jetzt wollen wir es uns gemüthlich machen! Cigarren! . . . und noch ein Paar Flaschen Champagner in Eis!"

Der Diener sprang, den Befehl des Herrn zu vollführen; ein junges sehr nettes Mädchen in äußerst reinlicher Tracht servirte den Kaffee. Halam griff ihr vertraulich lächelnd unter das Kinn, und das Köpfchen des hübschen Kindes ein wenig in die Höhe hebend, sagte er:

„Ist das nicht auch eine kleine allerliebste Venus?"

„O yes! o yes!" — rief Mr. Mathews.

„Aber meine Frau ist auch eifersüchtig genug auf das arme Ding!“ — fuhr Steinau lächelnd fort — „nicht wahr, mein Mäuschen, sie wollte dich schon lange aus dem Hause haben?“

„Und ich bin doch ganz unschuldig an Allem!“ — sagte das Mädchen weinerlich.

„Gewiß!“ — rief Halam mit einem ironischen Lächeln, — „darum hab ich mich auch zu deinem Protector aufgeworfen. Ich liebe es, die Unschuld zu beschützen. In acht Tagen heirathet die Kleine meinen Gärtner und dann ist alles gut.“

Das Mädchen entfernte sich über und über roth.

Cigarren und Champagner kamen; der Wein perlte in den Gläsern und die Havannas verbreiteten einen köstlichen Geruch, während die Herren ihre Beine gemüthlich auf Stühle legten.

Als sie allein waren rief Halam Steinau:

„Gentlemans, ein Glas auf unsere alte Freiheit in Amerika!“

Die Gläser klangen lustig und laut. Als sie geleert waren, fuhr der Hausherr aufgelegt fort:

„Es ist ein Jammer um die sogenannte Civilisation hier, die doch zumeist nichts ist, als Heuchelei!“ Da drüben läßt man seinen Neigungen und Leidenschaften — wie sie einem angeboren sind — freien Lauf; ... hier ... muß man um der albernen öffentlichen Meinung willen beständig den Heuchler machen. Zum Teufel! was ist das hier für eine Wirthschaft mit

den Dienstboten; man muß sich oft fragen: sind sie oder wir die Herren? In Mexiko ist die Sklaverei zwar gesetzlich aufgehoben; aber demjenigen von den Dienstboten, der nicht sofort in allen Dingen gehorcht, läßt man doch die Peitsche auf dem Rücken tanzen und sollte sich einer zur Wehre setzen . . ."

„So hat man seinen guten Revolver —" ergänzte Mr. Sommer — „und schießt den Hund nieder."

„Yes!" — meinte Mr. Mathews.

„Und was ist das für eine Noth mit den Weibern!" — rief Steinau, die Gläser auf's Neue füllend, — „dort drüben geht der Mann *seinen* und die Frau *ihren* Weg und kein Kukuk kehrt sich daran. Hier aber . . "

„Machen es . . . ich glaube . . . die Leute ebenso!" — sagte der Petroleum-Ritter ruhig.

„Allerdings!" — rief Steinau — „aber man hat seine Last mit der Sentimentalität seines Weibes!"

„Man muß die Weiber ziehen!" — meinte Mr. Sommer.

„Das haben wir auch gethan!" — rief der Hausherr lachend. — „Wißt ihr, Freunde, wie ich es mit meiner Frau im Anfang unserer Ehe machte, als sie mir jede Nacht aufblieb bis zu meiner Heimkunft und dann vorlamentirte: ich möge doch früher nach Hause kommen?"

„Nun?" — frug der ehemalige Sklavenhändler.

„Ich sagte ihr kurz und gut: du wirst heute zur bestimmten Zeit zu Bette gehen, einschlafen und dich nichts um mein Nachhausekommen bekümmern. Find' ich dich heute Nacht auf und du lamentirst wieder, so komme ich morgen Nacht um eine Stunde später ... und so fort, bis du thust, wie ich gesagt!"

„Nun?"

„Dieselbe Nacht blieb sie wieder auf, weinte, klagte, bat und beschwor! ich aber sagte nichts, hielt indessen mein Versprechen. So ging es fort bis ich einmal erst den andern Mittag aus unserem Spiel-Club nach Hause kam. Das half. Von da an ging sie pünktlich zu Bett und kümmerte sich nichts mehr um mein Nachhausekommen."

„Pah!" — rief hier Sommer — „all diese Sentimentalitäten kommen von den sogenannten: Heirathen aus Liebe!"

„O yes!" — brummte der Amerikaner.

„Bei den Schwarzen" — fuhr der ehemalige Sklavenhändler fort — „thun die Plantagenbesitzer Mann und Weib zusammen, wie es ihnen, den Herren, gut dünkt, und das giebt die besten Ehen!"

„Wenigstens sollte man hier zu Lande keine solche Umstände machen, wenn sich Eheleute trennen wollen!" — versetzte Mr. Halam Steinau. — „Ich halte grundsätzlich dabei fest, daß eine Ehe nur und allein durch Liebe und Zuneigung eine Ehe bleibt und mit

dem Aufhören jener Gefühle eigentlich auch aufzuhören hat."

„Ich bin derselben Meinung!" — rief Sommer, eine zweite Cigarre anbrennend.

„Der wahren Moralität nach," — fuhr Steinau fort — „müßte der Staat die Trennung auf beiderseitiges Einverständniß hin sofort eintreten lassen. Ich billige durchaus keine Einmischung öffentlicher Gewalten in das Privatleben. Wenn ich nun auch einmal ein weibliches Wesen geliebt habe, kann mit der Zeit nicht meine Liebe zu ihr erlöschen? Ich z. B. liebe die Veränderung in allen Dingen über die Maßen. Mein Charakter ist nun einmal so und ich kann mich nicht anders machen, als ich bin! Wenn aber die Liebe in einer Ehe einmal aufgehört hat, dann ist ein solcher Bund unsittlich!"

„Yes!" — sagte Mr. Mathews und schlürfte mit ungemeiner Ruhe sein Glas Champagner.

„Alle weiteren Bande," — fuhr Steinau fort — „welche der Staat, die Kirche oder die öffentliche Meinung hinzufügen, sind Fesseln und beeinträchtigen die persönliche Freiheit."

„Indeß muß doch von Staats wegen ..." — hub Sommer an.

Aber Halam Steinau fiel ihm in's Wort und rief:

„Die Controle des Staates und der Kirche verabscheue ich, wie die der öffentlichen Meinung! Was

ist denn diese öffentliche Meinung: sie gebärdet sich als eine Priesterin der Tugend, des Rechtes und der Wahrheit und ist nichts, als eine durch und durch bestechliche feile Dirne!"

„Wie so?"

„Rücken wir ihr einmal wahrheitsgetreu auf den Leib! Sie rechnet dem weiblichen Geschlechte Verstöße gegen die sogenannte Tugend und Treue bei weitem höher als dem Manne an, der doch der stärkere Theil ist. Sie verdammt auf das Schärfste die Ausschreitungen der Frauen, nicht aber zugleich die der Männer. Ein gefallenes Mädchen, eine Ehebrecherin eine Frau, die nacheinander drei, vier Ehen eingeht, sind ihr Gegenstände des Spottes, der Unehre und der Verachtung; ein junger Lüstling, ein Don Juan dagegen sind ihr Helden, interessante und liebenswürdige Persönlichkeiten, welchen alles verziehen wird, was sie thun. Darum fort mit der arroganten Einmischung dieser jungen Buhldirne und alten Betschwester! Ich wenigstens kehre mich nichts um sie und werde mich auch in der Zukunft nie und nimmer etwas um sie kehren!"

„So ich auch!" — sagte hier Mr. Mathews — „und ich werde bleiben immer ein Junggesell . . . ich denke!"

Mr. Sommer lachte —: „Und ich werde immer thun was mir gefällt, ohne nach Mistres Sommer zu fragen."

„Wie ich! —" rief Steinau und reichte dem ehe-

maligen Sklavenhändler brüderlich die Hand. — „Der Mann muß sich seine Freiheit und Selbständigkeit in allen Lagen des Lebens erhalten!“

„Yes!“ — brummte der Petroleum-Ritter — „wir wollen trinken ein Glas Champaign auf das Freiheit von die Mann!“

„Also!“ — rief Steinau und füllte die Gläser auf's Neue — „hier wie dort, frei und ohne jede Schranke!“

„Was ist Schranke?“ — frug Mr. Mathews.

„Bounds!“ — entgegnete der Herr des Hauses.

„Very well!“ — sagte jener und die Gläser klangen lustig.

Steinau klingelte und ließ noch zwei Flaschen Champagner kommen. Mathews nahm dazwischen ein Glas Gin.

Als der Diener die neuen Champagnerflaschen in die silbernen Eiskühler auf der Tafel gesetzt und sich wieder entfernt hatte, nahm Steinau abermals das Wort und sagte mit perfidem Lächeln:

„Da wir jetzt doch so vertraulich beisammen sitzen, meine Freunde, so mögt ihr's wissen: ich gehe mit dem Gedanken um, mir demnächst freie Luft im Hause zu verschaffen!“

„Wie, Steinau?“ — rief Mr. Sommer — „Sie wollen sich scheiden lassen?“

„Bewahre der Himmel!“ — sagte jener und sog mit lächelnder Miene und aufblitzenden Augen den köstlichen eiskalten Trank ein. — „Ich bin nur die ewigen Eifersüchteleien müde und will freie Hand im Hause haben.“

„A ha!“ — rief Mr. Sommer mit rohem Lachen — „die Katze soll aus dem Haus, damit das Mäuschen . . .“

„Ruhig!“ — sagte Halam Steinau in der heitersten Laune — „nichts verrathen!“

Alle drei brachen in ein tolles Gelächter aus. Mr. Mathews beiden Füße ruhten bereits auf dem Tisch, während er seinen Körper behaglich auf dem Stuhle schaukelte; zugleich goß er ein Gläschen Gin nach dem andern hinunter.

„Und die Frau?“ — frug Mr. Sommer.

„Werde ich einstweilen mit guter Pension in's Exil schicken.“

„Wenn sie's thut.“

„Ich heiße Halam Steinau und sie kennt mich und meinen Eisenkopf!“

„Und wenn sie auf Scheidung dringt?“

„Das läßt sie bleiben, denn ich habe das Vermögen und ihr Herz hängt an den Kindern.“

„Und was wird mit diesen?“

„Sie bleiben bei mir!“

„Aber, Mr. Steinau,“ — rief hier der ehe-

malige Sklavenhändler — „ich denke, das ist doch zu hart an der sonst so guten Frau gehandelt.“

Halams Antlitz ward dunkelroth, er schüttete jetzt ebenfalls ein Glas Gin hinab und sagte mit finsterer Miene:

„Ich hatte einst in Pueblo viejo de las Tamaulipas eine Geliebte, die sich meinem Willen zu widersetzen wagte . . .“

„Ich weiß, ich weiß!“ — fiel ihm Sommer in das Wort und seine Mienen drückten einige Verlegenheit aus. — „Sie spielten sie mir heimlich in die Hände und ich verkaufte sie als Sklavin an einen Pflanzer, der die Peitsche trefflich zu führen wußte und bei dem sie jedenfalls zahm wurde. Wir lernten uns ja bei dieser Gelegenheit kennen, Mr. Steinau!“

„Und Sie machten ein gutes Geschäft, Mr. Sommer!“ — versetzte Steinau.

„Handelssache!“ — rief dieser. — „Mein Gewissen drückte die Geschichte nicht. Ich bezog von jeher die Waare von daher, wo ich sie am billigsten bekommen konnte.“

Ein neues rohes Gelächter ließ sich hören und wieder und wieder klangen die Gläser, bis die Nacht herein brach und Mrs. Sommer ihren Gatten daran erinnern ließ, daß es Zeit sei, die Villa Steinau zu verlassen.

Die Herren erhoben sich; aber sie waren — trotz

allem dem was sie im Trinken bei und nach der Tafel geleistet — vollständig nüchtern.

„Adieu!“ — „Good by!“ — ertönte es von Seiten der Gäste.

„Auf Wiedersehen heute Nacht bei trente et quarante.“ rief der Herr des Hauses.

„Versteht sich!“ — sagte Mr. Sommer lachend: — „Ich denke, wir sprengen die Bank!“

Und die Gesellschaft trennte sich in der besten Laune.

Dichterleben.

Vierzehn Tage hatten mit erdrückender Schwüle über der Erde gelegen, endlich brachte ein tüchtiges Gewitter Abkühlung und Erfrischung. Die Natur athmete auf und der Mensch mit ihr.

Hohenhorst stand an dem geöffneten Fenster seines Zimmers und sog die köstliche Morgenluft in tiefen Zügen ein. Eine behagliche Ruhe wohnte in seiner Seele und trat ihm von Außen entgegen; denn es war Sonntag, die Frühglocken läuteten und die Menschen durften ja heute ausruhen von dem wirren und wüsten Getriebe des Alltaglebens.

Der große schöne Garten des jetzt unbewohnten gräflich Huttingsfeld'schen Palais lag mit seiner Pracht an Blumen und Bäumen, wie ein aufgedecktes Paradies vor seinen Blicken. Oben, am reinblauen Himmel, zogen einzelne weiße Wölkchen — die letzten Reste des zerrissenen Unwetters — langsam dahin, von Minute zu Minute an der höhersteigenden Sonne

dunkler erglühend. Hunderte von Vöglein schmetterten in den Bäumen und Büschen des Gartens ihre Lieder, oder flogen und hüpften von Ast zu Ast, und die Aeste und Zweige, von den befiederten Sängern leicht bewegt, säten Diamanten in Fülle aus oder warfen sie scherzend in die selig geöffneten Kelche der unter ihnen prangenden Blumen. Die Lerchen jubelten dabei an dem blauen Himmel, der sich über die Felder außerhalb der Stadt spannte, ihre Freiheitshymnen und ein Schwarm weißer Tauben flog, wie ein Orakel des Friedens, durch den mit Licht und Glanz erfüllten Himmelsraum.

Hohenhorst fühlte sich unendlich glücklich; die wunderbare Schönheit des Morgens, der Friede, der über der Welt und in seinem Herzen lag, der Hauch des Göttlichen, den die ganze Natur athmete, . . . alles dies richtete ihn edler auf, beseligte, begeisterte ihn, — hob ihn, wie auf gewaltigen, unsichtbaren Flügeln, empor über sich selbst und das alltägliche Dasein. Der süße Zauberrausch poetischer Begeisterung erfaßte ihn jetzt am hellen, lichten, lieblichen Morgen, wie er ihn schon die Nacht ergriffen, als die gewaltigen Feuerschlangen der Blitze die doppelte Nacht — die der Mutter des Lichtes und jene der Wolken — furchtbar majestätisch durchzuckten. Das war Poesie, der nüchternen Prosa gegenüber!

Rasch eilte er an seinen Schreibtisch, nahm Papier und Feder und schrieb:

Schau dort den Blitz! . . . Aus schwarzen Wolken bricht
Mit Götterhoheit sein gewaltig Licht!
Ein Funke nur . . . und doch ein Flammenmeer;
Ein Schreckensbild . . . und Segen ringsumher;
Ein Feuergruß auf dunklen Wolkenflügeln,
Die nicht Gebet, nicht frommer Glaube zügeln,
Aus deren Schooß ein reicher Segen quillt,
Der, Gott gesandt, dir Faß und Scheune füllt:
Das ist ein Bild — o Mensch vergiß es nie —
Das ist ein Bild erhab'ner Poesie!

Schau dort das Meer, unendlich hingestreckt,
Vom Silberschaum der Wogen überdeckt;
Ein Spiegel: endlos, grundlos, riesig weit;
Ein Traum der Größe, der Unendlichkeit;
Jetzt lächelnd noch und plötzlich Wuth erfüllt,
Vom Sturm gepeitscht, von Nacht und Graus umhüllt;
Titanen gleich der Wogen wilder Kampf,
Zum Himmel spritzend seinen Gischt und Dampf:
Das ist ein Bild — wer's sah vergißt es nie —
Das ist ein Bild erhab'ner Poesie!

Und hier, im Schooß der bunten Blumenau,
Der Rose Knospe, frisch im Morgenthau,
Umwebt von Träumen kindlich-rein und hold,
Umspielt von Zephir und von Sonnengold,
In keuscher Brust ein still verborgen Weben,
Ein heimlich Drängen nach dem frischen Leben,
Ein Sehnen nach des Himmels Zauberblick,
Ein Schmachten nach der Liebe reinem Glück:
Das ist ein Bild der Dichterphantasie,
Das ist ein Bild der schönsten Poesie!

Die Mutter dort, das Kind an ihrer Brust,
Wie strahlt das Antlitz ihr in höchster Lust;
Wie bettet sie den Liebling sanft und weich,
In Blick und Herz der Liebe Himmelreich.
Ihr Auge spricht's und strahlt es dir entgegen:
Ein liebes Kind ist Gottes reichster Segen.
Und zärtlich küssend, wiegt sie's liebend ein,
O sprich, o sprich, was könnte holder sein?
Das ist ein Bild — o Mensch vergiß es nie —
Das ist ein Bild erhab'ner Poesie!

Der Frühling naht mit seiner Zauberpracht;
Im Blüthenschmuck die Erde bräutlich lacht;
Da, bei der Nachtigallen holdem Sang,
Fühlt jedes Herz der Liebe heißen Drang;
Und selig, wie berauscht vom Duft der Rosen,
Siehst liebend du ein holdes Pärchen kosen;
Der Himmel und sein schönstes reinstes Glück
Sie spiegeln sich in ihrem Aug' zurück:
Das ist ein Bild — ein schön'res sahst du nie —
Das ist ein Bild erhab'ner Poesie!

Und dort der Mann in seiner vollen Kraft,
Der Großes will, Erhab'nes denkt und schafft;
Das Leben auch mit seinem Wechselspiel;
Der Menschheit Streben nach dem höchsten Ziel;
Der Weltgeschichte majestätisch Walten;
Der Völker Kommen, Gehen und Entfalten;
Der Gottesgeist, der mächtig, riesengroß,
Sich aufringt aus der ganzen Menschheit Schooß; —
In allem dem — o Mensch vergiß es nie —
Da liegt des Lebens höchste Poesie!

Doch Prosa ist, was nur im Staube kriecht,
Was sich gemein nur an Gemeines schmiegt;
Und trägt es Kronen auch, Gold, Edelstein,
Des Reinen Auge blendet nicht der Schein.
Wo Herz und Geist an leerem Mammon hangen,
Nach Reichthum nur und äuß'rem Glanz verlangen,
Der nied're Sinn nach nied'rer Lust nur geizt,
Kein höh'res Sehnen höh'res Streben reizt,
Der Blick nur nach dem Staub der Erde schaut,
Da hat die Prosa ihren Thron erbaut!

Da, wo das Geld allein den Ausschlag giebt,
Wo man des Geldes wegen ehrt und liebt;
Wo Geld so viel, als Tugend, Ehr', Verstand,
Da ist der Prosa traurig Vaterland.
Dort, wo der Dünkel hoch strotzt in Perücken,
Gelehrter Zopf einherschleicht, matt, an Krücken,
Verkohlte Herzen ohne Lieb' und Lust
Nur traurig schlagen in der leeren Brust,
Der Blick nur nach dem Staub der Erde schaut,
Da hat die Prosa ihren Thron erbaut.

Doch fort mit ihr! wer möchte lebend sterben?
Wer wird sich selbst, beim Leben noch, enterben?
Da Poesie noch fröhlich um uns schäumt,
Sei auch in Prosa nicht ein Tag verträumt!
Der Rose Duft, des Donners wildes Krachen,
Der Mutter Liebe und des Säuglings Lachen,
Geschichte, Kunst, das Leben, die Natur
Sie alle führen auf die rechte Spur:
Das Herz nur frisch — o Mensch vergiß es nie —
Dann bleibt und blüht Dir ewig Poesie!

Hohenhorst hatte geendet. Ein süßer eigenthümlicher Schauer überlief ihn, als er das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme und dem Ausdruck der reinsten und heiligsten Begeisterung überlesen. Die Wahrheiten, die er schwungvoll in demselben ausgesprochen, ergriffen ihn mächtig und einigten sich mit dem still glücklichen, mit dem seligen Bewußtsein, das jedesmal das Herz des Dichters oder Künstlers erfüllt, wenn dem mit göttlicher Urkraft schaffenden Geiste ein gelungenes Werk entsprungen.

Und wie fern war dieses Gefühl von aller Ueberhebung und Eitelkeit. Nur die reine Freude des Gelingens und Schaffens zitterte im Herzen Hohenhorst's beglückend nach.

Dem gewöhnlichen Menschen freilich ist diese Regung fremd; aber sie gerade ist ja bei Dichtern und Künstlern der schönste Lohn ihres Schaffens, und zwar namentlich in der Geburtsstunde ihrer Werke, wenn diese — noch ungesehen, ungehört und ungelobt von den Menschen — in dem stillen Kämmerlein, in welchem sie einsam schaffend wirken, vollendet vor sie hintreten.

Der laute Beifall verscheucht das reine beseligende Schöpferglück, da sich mit ihm verzeihlicherweise mehr oder weniger die Eitelkeit der wohlverdienten Freude beigesellt.

Annäherungsweise wird der Genuß jener glücklichen Schöpfungsstunden dann auch dem gebildeten

Menschen, wenn er den Werken der Dichter und Künstler einen offenen Sinn und jene Empfänglichkeit für das Schöne entgegenträgt, aus welcher überhaupt die höchsten und edelsten Freuden des Lebens entspringen. Wir hören mit vor Lust zitterndem Herzen des Dichters Sang, wenn er auf der Begeistrung Schwingen im reinen gefälligen Ebenmaß der Silben und der Reime durch erhabene Gedanken und die Gluth einer reichen Phantasie das Edle, das in uns schlummert, weckt, anregt und belebt. Wir sind entzückt und hingerissen, trifft das Rauschen erhabener Harmonien unser Ohr, — lösen die Töne süßer Melodien unser Inneres in Wehmuth auf oder erfüllen es mit lautem Jubel. Wir heben uns selbst empor auf den gewaltigen Schwingen des Geistes, erschließt das Wort eines kühnen Denkers uns neue, kaum geahnte Welten, oder ergießt sich seine Rede mit stolzer Kühnheit in mächtigem Strome für der Wahrheit und des Rechtes heiligen Hort. Ja, wir ehren ihn, den erhabenen Schöpfergeist und fühlen sein freudiges beglückendes Walten in allem, was die Kunst mit genialer Geisteskraft Großes hervorruft und Herrliches gestaltet!

Hohenhorst war in diesem Augenblicke still-glücklicher denn je. Er trat wiederholt an das Fenster, die Götterluft des Morgens zu schlürfen; aber Luft und Licht, das saftige frische Grün der Bäume, der würzige Duft der Blumen, der tausendstimmige Sang der Vögel und das feierliche Herübertönen des Sonntag-

morgen-Geläutes wirkten, bei seiner schönen poetischen Erregtheit, so überwältigend auf ihn ein, daß ihm vor stiller Freude Thränen in die Augen traten und sein ganzes Wesen sich in ein jubelndes Gebet ohne Worte auflöste. Er hatte zur Kirche gehen wollen, was er manchmal that, wenn ein guter und freisinniger Redner predigte; jetzt konnte er es nicht mehr. Er fühlte daß jede Kirche für die Flügelschläge seines aufgeweckten Geistes zu eng; jede, und wäre es die beste Predigt für den Aufschwung seiner Seele zu matt und nichtssagend sein werde. Dagegen trieb es ihn hinaus in die freie Natur, diesen erhabenen Tempel des ewigen Geistes. Und Hohenhorst folgte mit Freuden diesem Rufe.

Aber schon auf der Treppe kam ihm Selbing entgegen, den der gleiche Gedanke hieher getrieben. Er war im Begriff den Freund zu einem Spaziergange in den nahen Wald abzuholen. Hohenhorst begrüßte ihn mit Freuden, schüttelte ihm herzlich die Hand und beide gingen mit einander dem angedeuteten Ziele zu.

Selbing erkannte bald die gehobene Stimmung, in welcher sich der Freund befand; es war gut und schön, daß sie bei ihm auf eine ähnliche traf. Die Frische des Morgens hatte auch *sein* Inneres frisch angehaucht, und für alles Schöne, namentlich auch für die Natur, war Selbing ja von jeher und stets begeistert. Nur Eines war eigenthümlich bei ihm: jede Begeisterung, sie mochte sich herleiten von was sie

wollte, ging schließlich bei Selbing in eine Art Exaltation für Dasjenige über, für welches er nun eben einmal mit allen Kräften und aus allen Tiefen seines Lebens schwärmte: für die Kunst der Bühne, sei es nun die poetisch Schaffende oder die mimisch Wirkende. Aber gerade hierin lag ja auch wieder das Anziehende und Bindende für beide Freunde: es waren Sinn und Verehrung für Natur und Poesie. Durch diese beiden hatten sie sich gefunden und in dem gemeinsamen Genuß derselben war ihre Freundschaft aufgewachsen und groß geworden. Aber es war auch eine Freundschaft im edelsten Sinne des Wortes; nicht eine solche, wie sie bei jungen Leuten so häufig vorkommt, deren Ankergrund Trinkgelage oder sonstige sogenannte Vergnügungspartien, versaufte und verbrauste Tage oder Nächte sind, bei welchen aber jeder tiefere Grund und Gedanke, jede geistige und Herzens-Verbindung fehlt. Solchen Kameradschaften sollte man nie den heiligen Namen „Freundschaft" beilegen; ihrer giebt es wie Sand am Meer, während einen wirklichen Freund zu besitzen, ein unendlich seltenes — aber auch wenig verstandenes — Glück ist.

Hohenhorst und Selbing schritten jetzt neben einander hin, mehr in ihre glücklichen Empfindungen versenkt, als sprechend. Der Austausch der Gedanken war unnöthig, da einer vom andern wußte, daß er im Augenblick denke und fühle wie er. Dennoch

hielt der immer mehr exaltirte Selbing dies Schweigen nicht lange aus: er mußte dem, was seine Seele bewegte, seiner Gewohnheit nach, durch die Worte irgend eines Dichters oder durch das Citiren einer entsprechenden Stelle aus einem seiner Lieblings-Bühnenstücke Ausdruck geben.

Hohenhorst nahm diese kleine Schwäche lächelnd hin, auch jetzt, da sie aus der Stadt getreten, und Selbing die freie Natur begrüßend mit strahlenden Augen ausrief:

„Freiheit, Göttin edler Herzen!
Höre mich!
Laß' die Lieder, die hier schallen,
Dir gefallen.
Was sich freut, freut sich durch dich!
Freiheit, die du hier uns grüßest
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach, was kann das Glück dem geben,
Der um deine Hand nicht minnt?"

„Recht so!" — sagte Hohenhorst heiter — „minne nur immer zu um das Glück, das die Natur in ihrer schönen Freiheit uns gewährt. Die Natur die zu unserer allgemeinen Mutter und Pflegerin bestellt ist, flößt uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäßigung und Uebereinstimmung unser inneres Glück abhängt. Sie will, daß wir unseres Daseins froh werden. Freude ist der erste

und letzte Wunsch aller empfindenden Wesen; ist sie doch den Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist."

„Ja!" — rief Selbing voll überströmenden Gefühls — „und Natur, Freundschaft und Kunst waren für mich stets ihre reinsten und lautersten Quellen!"

„Es ist eigen," — fuhr Hohenhorst fort — „wie wir Menschen eigentlich zu Epikuräern, freilich im edelsten Sinne des Wortes, geschaffen sind. Die Natur hat alle unsere Sinne, hat jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes unseres Wesens, hat unser Gehirn und unser Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht."

„Konnte sie uns deutlicher sagen, zu was sie uns erschaffen hat?" — rief Selbing.

„Gewiß nicht!" — versetzte Hohenhorst — „nur vergessen die meisten Menschen Eines dabei."

„Und das wäre?"

„Daß man, um glücklich, heiter und vergnügt zu sein, nie von den Gesetzen der Natur abirren darf. Die Frucht alles Guten ist Freude, jene des Bösen ist Schmerz."

„Und der höchste Schmerz mag wohl das Gefühl sein, sich selbst unglücklich gemacht zu haben."

„Wie die höchste Freude unstreitig das heitere Zurückblicken auf ein wohl benutztes Leben ist."

„Ja!" — rief Selbing lustig: — „Freut euch des

Lebens, weil noch das Lämpchen glüht; pflücket die Rose eh' sie verblüht!"

Hohenhorst mußte lachen. Das war nun einmal wieder ganz Selbings Art: citiren, ob's paßt oder nicht und überspringen vom Ernsten zum Scherzhaften, so oft als möglich. Für ein tiefer Gehen der Gedanken war der Freund gerade nicht gemacht. Dennoch hielt Hohenhorst seinen bisherigen Gedankengang fest und sagte:

„Ich möchte die Sache anders ausdrücken: Freut euch eures Daseins: genießt, so viel möglich, jeden Augenblick eures Lebens; aber . . ."

„Nun?"

„Vergesset nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Verlangen zu Quellen des Schmerzes, — durch Uebermaß die reinste Lust zu einem Gifte wird, das uns geistig und körperlich zerstört."

„Wie wir an unserem armen Freunde Roth gesehen!" — meinte Selbing.

„Ja!" — versetzte Hohenhorst ernst. — „Es ist jetzt ungefähr ein Jahr seit unserem schönen Abschiedsfeste am Rhein verflossen und schon hat der Tod einen von uns hinweggerafft."

„Das macht das verwünschte Frankreich!" — rief Selbing. — „Lyon, wohin er in Condition kam . ."

„Nicht doch!" — sagte Hohenhorst. — „Nicht Lyon ist an seinem Untergang schuld. Der arme

Freund hat sich selbst zu Tode gelebt, wie dies so viele junge Männer in unseren Jahren thun. So still er hier war . . ."

„Seine Eltern hielten ihn gewaltig streng und kurz!"

„so wild tobte er in das Leben hinein, als er nun in die Fremde kam und sein eigener Herr ward. Zu Hause allzu streng und kurz gehalten, und draußen dann sich selbst überlassen, ohne alle Welt- und Lebenskenntniß und mit gefülltem Beutel!"

„Ja, ja!" — rief Selbing mit komischer Miene, — „ich glaube der arme Teufel hat unser Motto: „Rast' ich, so rost' ich!" falsch verstanden und, um nicht einzurosten, etwas zu wenig Rast gemacht zwischen seinen Genüssen und Befriedigungen seiner Leidenschaften. Von solchem Beispiel gewarnt, rufe ich daher mit unserem Dichterfürsten Göthe:

„Sieh! alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwerverstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!"

„Schön und trefflich gesagt," — meinte Hohenhorst, — „aber für die meisten Menschen etwas

schwer in der Ausführung. Ich fürchte sehr, daß es Maxen auch wie Roth gehen wird. Hast du Nachrichten von ihm?"

Selbing richtete sich hoch auf und rief pathetisch: „„Schon mehr als genug! — sagt der Tempelherr in Lessing's Nathan der Weise -- schon mehr als genug! — Des Menschen Hirn faßt so unendlich viel, und ist doch manchmal auch so plötzlich voll! von einer Kleinigkeit so plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts!"" — ich meine, es taugt nichts, wie es Maxen treibt. Das mitgenommene Kammerkätzchen hat ihn natürlich nach den ersten vierzehn Tagen wieder verlassen und mit dem Herrn Director der großartigen Bühne, an der er sich hat engagiren lassen, vertauscht."

„Wo befindet sich Maxen denn jetzt?"

„Wie er schrieb bei einer herumziehenden Truppe."

„Gott! Gott!"

„Die ihren Thespiskarren im Augenblick durch die schönen Gauen und die kleinen Nester der Rheinpfalz schleppt. Da ich wahrscheinlich in einigen Tagen eine Geschäftsreise in jene Gegend mache, könnte es möglich sein, daß ich mit Maxen auf seiner Künstlerlaufbahn zusammen treffe."

Hohenhorst war stehen geblieben und sah jetzt Selbing groß an: — „Was hast du eben gesagt, Freund? — du würdest in einigen Tagen eine Geschäftsreise antreten?"

„Ja, staune nur!“ — rief Selbing — „du weißt von Nathans Tochter, Sultan: daß ich mich seit der verfluchten Ballenverwechslungs-Geschichte gebessert habe.“

„Ja!“ — sagte Hohenhorst — „das habe ich mit Freuden gehört; man soll dich nur selten noch bei deklamatorischen Privatunterhaltungen in dem Magazin erwischen!“

„Doch bin ich in dem Innern der, der ich war.“

„Wie?“ — rief Hohenhorst.

„Spaß bei Seite!“ — sagte Selbing. — „Daß es auch jetzt noch mein höchstes Ideal ist, einstens als wahrer Künstler — verstehe mich recht: als wahrer und tüchtiger Künstler — auf der Bühne zu glänzen, das weißt du. Um aber meiner guten Mutter, die ohnehin anfängt leidend zu werden, keine Veranlassung zu Kummer zu geben, habe ich seit längerer Zeit meine glühende Leidenschaft für die Bühne so weit hinuntergewürgt, daß mein edler Prinzipal, Chef des Ehren-Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie, nicht viel mehr an mir zu tadeln hat. Zwar hält er zu meiner Freude seine holde Johanna noch fern von Frankfurts Mauern, ist aber gesonnen, mir, zur Belohnung für mein tugendsam-merkantilisches Streben, besagte kleine Reise zur Einkassirung diverser schlechter Schulden anzuvertrauen.“

„Nun Glück auf den Weg!“ — sagte Hohenhorst — „und ich wünsche von Herzen, daß du uns beim

nächsten Clubb-Abend Gutes von Maxen berichten kannst. Wie steht es denn mit Storninghoff?"

„Keine Nachrichten!"

„Und von Höltring?"

„Ebenfalls keine!"

Die beiden jungen Männer waren unter diesem Gespräche bis zur „Schillers-Ruhe" in dem schönen zu Frankfurt gehörenden Walde gekommen. An dem reizenden Punkte angelangt, fanden sie eine Menge netter junger Leute, Herren und Damen, die ringsum lagerten und sich scherzend und lachend unterhielten. Es war ein Gesangverein aus der nahen Stadt, der, jetzt plötzlich von seinem Director aufgerufen, rasch nach den Stimmen zusammentrat und die schönsten vierstimmigen Gesänge erschallen ließ.

Wie das so frisch und kräftig hinaustönte in den herrlichen Blätter-Dom des Waldes, mit Jugendmuth und Jugendlust. Den Freunden schlug das Herz höher und lauter vor Freude und dem unwillkürlichen Verlangen mitzusingen. Musik ist ja der Zauberstab, von dem berührt, die tiefsten Tiefen unserer Seele sich erschließen; sie ist unter allen Künsten die rein-menschlichste, die allgemeinste und erfaßt daher auch jedes Gemüth, insofern es nicht ganz verdorben oder . . . versteinert ist.

Und die jugendlich frischen Gesichter der Singenden, aus deren Zügen durchweg Freude und lebendige Theilnahme sprach! Da war so gar nichts Gezwungenes,

kein Nebengedanken der Eitelkeit oder Eifersucht. Man sang mit froher freudiger Begeisterung naturgemäß und naturwüchsig aus voller Brust heraus, und die Worte des Dichters, wie die Melodie des Componisten wurden für die Betheiligten fast zur eigenen Schöpfung.

Die Freunde hörten lange mit wahrer Andacht zu. Hohenhorsts Blicke ruhten dabei vornehmlich auf einem allerliebsten Mädchen, das, schlank und zierlich von Gestalt, unbedingt die Hübscheste der Hübschen hier war. Ihr Gesichtchen glühte und blühte wie eine junge halberschlossene Rose, während jene kindliche Seelenreinheit aus ihren Zügen sprach, die, wenn sie ihren Thron in einem Herzen aufgeschlagen, ein Mädchenantlitz so heiligend zu übergießen pflegt.

Er begriff nicht, was seine Blicke immer und immer wieder nach der eifrig Singenden zog; aber es erfaßte ihn wieder wunderbar. Unwillkürlich griff er nach seiner Schreibtafel und schrieb unbemerkt von Allen folgendes Gedicht hinein.

Die Rose der Jugend.

Von allen den Rosen, die rings um mich blüh'n,
Gefällt mir wohl eine zumeist;
Du siehst sie bescheiden auf Wangen erglüh'n
Die Rose der Jugend sie heißt.
Erstrahlend in Unschuld, in Einfalt und Licht,
So schmückt sie gar himmlisch ein kindlich Gesicht.

Doch schöner noch deucht mir die Rose zu sein,
Wenn Jüngling und Jungfrau sie schmückt;
Wenn hold an den Busen, der keusch noch und rein,
Das liebliche Köpfchen sie drückt.
Getauchet in Unschuld, in Liebe und Licht,
Die Rose der Jugend verliere sie nicht.

O lasset die Holde doch nimmer verblüh'n,
Nicht welken im Sturme der Lust,
Nicht unter des Lebens beständigem Müh'n
Zerflattern an welkender Brust.
Die Rose der Jugend, so hold und so licht,
Die Rose der Jugend, zertretet sie nicht!

Und färbt sich auch silbern das lockige Haar,
Und beugt auch das Alter dein Haupt,
Bleibt Herz nur und Geist dir hübsch frisch und hübsch klar,
Ist nimmer die Jugend geraubt.
Die Rose der Jugend, o lasse sie nicht,
Bis lächelnd das sterbende Auge dir bricht.

Die letzten Töne der schönen Composition: „Das ist der Tag des Herrn!" waren verklungen. Die jungen Leute lagerten sich wieder. Einige packten Erfrischungen aus und da einer der Sänger Hohenhorst kannte, bat er ihn nebst seinem Freunde Theil an dem frugalen Imbis zu nehmen. Die Freunde folgten der freundlichen Einladung, konnten aber leider nur noch einem einzigen Gesange lauschen, da die Pflicht zur Heimkehr mahnte. Beide mußten ja um elf Uhr auf ihren Comptoirs sein und die Prinzipals, zumal die Firma

J. C. Zehrmann und Compagnie — verstanden keinen Spaß in Betreff der Pünktlichkeit und Geschäftsordnung.

Man schied mit dankbarem Herzen. Hohenhorst warf noch einen flüchtigen Blick nach jenem hübschen Mädchen und dann ging es rüstigen Schrittes der Stadt zu.

Da den Abend Göthe's „Clavigo" gegeben wurde, nahmen sich die beiden Freunde vor, das Theater zu besuchen. Der Beschluß gab Selbing Veranlassung ein Gespräch über den Werth des Stückes und über die darin vorkommenden Charaktere anzuknüpfen, und so erreichten die beiden Freunde, unter dem Austausch ihren Gedanken hierüber, noch rechtzeitig die Stadt.

Als Hohenhorst am Nachmittag an seinem Lieblingsplätzchen in der Epheulaube saß, die beiden Gedichte, die er heute verfaßt, in's Reine zu schreiben, pochte es plötzlich an der Thüre.

Auf sein „Herein!" öffnete sich dieselbe und ein ihm fremder elegant gekleideter Herr von gelb-bräunlicher Gesichtsfarbe trat in das Zimmer. „Vergeben Sie, Herr Hohenhorst!" — sagte derselbe mit dem echten Tone eines Lebemannes. — „Sie haben keinen Domestiken, der mich anmelden konnte, so muß ich meine eigene lebendige Visiten-Karte sein.

Mein Name ist Halam Steinau, Rentier und Gutsbesitzer!"

Hohenhorst war einigermaßen über diesen Besuch erstaunt; er erinnerte sich indeß der Worte, die ihm sein Vater einst beim Abschiede noch zugerufen: „Ich gebe dir eine Münze mit auf den Weg, an der du nicht schwer trägst, die dir aber von großem Nutzen sein kann: sei gegen Jedermann höflich und zuvorkommend."

Demgemäß empfing er auch den Fremden, der sofort Platz nahm, und ihn mit der Veranlassung seines Besuches bekannt machte.

„Mein Besuch gilt Ihrer Muse!" — sagte er dabei. — „Ich bin nämlich ein großer Verehrer der Wissenschaften und Künste; vor allen Dingen aber schätze ich die Poesie und ihre Träger. Da mir nun vor einigen Tagen Ihre Gedichte in die Hand fielen und ich daraus ersah, daß sie die Ergüsse eines hübschen, wie ich hörte, noch jungen Talentes seien, beschloß ich, mir das Vergnügen zu machen, Sie kennen zu lernen."

„Sehr ehrend für mich!" — entgegnete, mit einer leichten Verbeugung, Hohenhorst. — „Meine Gedichte tragen vielleicht das bescheidne Verdienst, einer reinen Begeisterung entflossen zu sein."

„Sie sind vortrefflich!"

„Wenigstens erträglich, wenn man sie — wie ich in dem Vorworte bat — als Erstlingsversuche einer jungen Muse betrachtet!"

„Sie müssen auf der betretenen Bahn muthig weiter schreiten, junger Mann!“

„Fast möchte ich sagen, ich muß dies allerdings, da mich eine innere Gewalt zu Zeiten zum Dichten treibt.“

„Das ist das Siegel des Berufs! Ich höre jedoch daß Sie Kaufmann sind?“

„Ja, mein Herr; meine bürgerliche Stellung hat mich dem Kaufmannsstande zugetheilt.“

„Aber wie können Sie Dichter und Kaufmann zugleich sein?“

„Warum nicht? Das Leben fordert einen ernsten und praktischen Beruf, . . . einen Acker, den man der Erhaltung wegen bebaut; warum sollte man aber daneben nicht auch ein Gärtchen anlegen dürfen, um in freien Stunden unter Rosen und sonstigen Blumen ausruhen zu können?“

„Schön gesagt und gedacht. Ich muß Ihnen sagen, daß Sie mir gefallen!“

„Warum sollte mich dies nicht freuen? Jeder Einzelne sollte darnach streben, die Achtung und Liebe seiner Nebenmenschen zu erringen.“

„Werden wir Freunde!“

„Ihre Zuvorkommenheit ehrt mich!“

„Die Verschiedenheit des Alters thut nichts zur Sache.“

„Der Vortheil wäre ohnedem auf meiner Seite:

die Jugend kann viel von einem lebenserfahrenen Manne lernen."

„Und das zu sein, kann ich mich allerdings rühmen!"

„Sie haben wohl weite Reisen gemacht?"

„Ich hielt mich zwanzig Jahre in Mexiko und Texas auf, — habe mir dort ein schönes Vermögen erworben und ruhe nun hier in Europa als Rentier und Gutsbesitzer auf meinen Lorbeern aus."

„Eine angenehme Sache!"

„In Homburg an der Höhe habe ich mir eine Villa gebaut, und zwar nach dem Muster derjenigen, die ich in Pueblo viejo las Tamanulipas in Mexiko besaß. Ich versichere Sie es ist eine Pracht! . . ein Paradies! . . . nun, Sie müssen mich einmal dort besuchen."

„Sehr freundlich!"

„Finden auch einen Bekannten dort, Herrn Dorbisch, den Hauslehrer meiner Kinder!"

„O! da darf ich Ihnen zu der Wahl Glück wünschen. Herr Dorbisch ist ein sehr liebenswürdiger und tüchtiger Mann."

„Es geht! Aber wieder auf mein Tusculanum zu kommen: so sage ich im Voraus, daß sie über die Menge der Kunstschätze staunen werden, die Sie dort finden. Denn Sie müssen wissen, Herr Hohenhorst, daß ich mich capricire ein kleiner Mäcen, ein Protector der Künste und Wissenschaften zu sein."

„Fürwahr eine schöne Lebensaufgabe!"

„Nun, mein Vermögen erlaubt es mir und ich liebe, wie gesagt, die Kunst, schmeichle mir auch, Kunstkenner zu sein. Apropos! kann ich Ihnen, mein lieber Hohenhorst, vielleicht auf eine oder die andere Weise nützlich sein?

„Sie sind sehr gütig, mein Herr, ich wüßte indessen nicht . . .“

„Nun, das Leben ist schwer und ein Dichter“ . . .

„Hebt sich auf den Flügeln der Phantasie leicht über den Staub der Erde!“

„Ich hätte Sie nur gern frei von den Banden eines Alltagsberufes gewußt.“

„Was sich indeß nicht machen läßt.“

„Nun, Zufriedenheit ist die Krone des Lebens! Aber denken Sie an mich, lieber Hohenhorst; . . . wenn ich Ihnen je in Ihrem Leben nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich und mein Vermögen!“

„Ich weiß Ihre außerordentliche Güte sehr zu schätzen!“ — sagte hier Hohenhorst und verbeugte sich lächelnd. Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung: man kam auf Mexiko zu sprechen und Halam Steinau verbreitete sich ein Langes und ein Breites über seinen dortigen Aufenthalt. Endlich machte Steinau Anstalten zum Aufbruch, nicht ohne noch einmal sein Anerbieten von vorhin zu wiederholen, das aber auch jetzt dankbar abgelehnt wurde.

„Nun, mein verehrter junger Freund!“ — rief

Halam Steinau und erhob sich — „so müssen Sie mir wenigstens Eines fest versprechen!“

„Und das wäre?“ — frug der junge Mann.

„Daß Sie mich unter allen Umständen kommenden Sonntag auf meiner Villa in Homburg besuchen!“

„Wenn es mir möglich sein wird,“ — sagte Hohenhorst mit Artigkeit — „werde ich mir die Freude sicher machen!“

„Jedenfalls! jedenfalls!“ — rief Steinau — „ich rechne mit Sicherheit darauf!“

Und damit entfernte sich Mr. Halam Steinau um zu einem befreundeten Rechtsanwalt, dem er seine Ankunft für diese Stunde brieflich angezeigt, zu gehen, und mit demselben gewisse Fragen über eheliche Separationen zu besprechen.

Hohenhorst wußte nicht warum ihm der so eben weggegangene Besuch die still-glückliche Stimmung, die ihn seit heute Morgen erfüllt, getrübt hatte. Der Mann war sehr artig gewesen; indeß fühlte Hohenhorst etwas peinlich Zwingendes aus dieser Artigkeit heraus; auch war der reich gewordene Emporkömmling, der nun den großartigen Beschützer junger Talente spielte, nicht zu verkennen. Es war keine Sympathie für diese Natur in Hohenhorst rege geworden. Dennoch nahm er sich vor, den Mann nicht gerade zurückzustoßen. Eine nähere Prüfung seines Charakters sollte für oder gegen dessen Freundschaft entscheiden.

Am Abend bereitete eine sehr gelungene Vorstellung von Göthe's „Clavigo" Hohenhorst und Selbing einen hohen Genuß, wenn auch eine tiefe und schmerzliche Erschütterung die Folge der Aufführung war. Selbing fühlte sich so aufgeregt, daß er fast noch bis Mitternacht in den Straßen der Stadt auf und abging, bis sich die Wogen seiner hochgehenden Gefühle einigermaßen legten.

Hohenhorst kehrten, als er sein einsames Stübchen wieder betreten und die Lampe angezündet hatte, die still-frohen Gefühle des Morgens zurück. Er überlief in Gedanken — durch das geöffnete Fenster sah die Nacht lau und lieblich herein — noch einmal das heute Erlebte und siehe! die Erinnerung machte an „Schillers-Ruhe" Halt. Hohenhorst hörte im Geiste noch einmal die Klänge des schönen: „Das ist der Tag des Herrn!" Ein freundliches Lächeln spielte dabei um seine Lippen, als schwebe ein schönes Bild an seiner Seele vorüber; dann plötzlich eilte er zum Schreibtisch, ergriff Papier und Bleistift und schrieb:

„Wie lau und lieblich ist die Nacht! . . .
Vom Mondenglanz erhellt
Ruht still, in voller Frühlingspracht,
Die kleine Erdenwelt.

Die Menschen schlafen allzumal, . . .
Die Blumen schlafen nicht;

Sie lauschen in des Mondes Strahl
Dem großen Weltgedicht.

Sie reichen ihre Wangen hin
Dem trauten Zephyrwind;
Da küßt sie leis mit keuschem Sinn
Das schlichte Himmelskind.

Dann flüstern sie, gar still beglückt,
Von ihrer Liebe Lust;
Der Zephyr beugt sie sanft zurück,
Und legt sie Brust an Brust.

Und bei der Nachtigallen Sang,
So süß und wunderbar,
Da stehen sie, vor Liebe bang,
Am heil'gen Traualtar.

Doch bricht der junge Tag herein
Mit Farbenpracht und Licht,
Dann wird's nur noch ein Thränchen sein
Was von der Liebe spricht.

Und das gefällt mir gar zu gut
An euch, ihr Blumen schön,
Ihr lasset in des Tages Gluth
Nie eure Liebe sehn.

Die wahre Lieb' ist ja so zart,
Daß fremdes Aug' sie schreckt;
Daß sie, nach keuscher Blumen Art,
Sich schüchtern gern versteckt.

Still, in Gedanken versunken, schaute Hohenhorst noch lange zum Fenster hinaus. „Ja!“ — sagte er endlich, als er es schloß, um zu Bette zu gehen, — „das war ein schöner lieber glücklicher Tag!“

Auf und bei der Bühne.

Die Hoffnungen Selbings hatten sich erfüllt: er war von seinem Prinzipale mit einer kleinen Reise in die Rheinpfalz betraut worden, um dort einige alte Schulden einzuziehen. Freilich war die Sache nicht so leicht gegangen; denn zuvor das große Wort: „und jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen!“ von Herrn Zehrmann, Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie, ausgesprochen wurde, mußte Selbing noch wie Tamino in der „Zauberflöte“, durch Feuer und Wasser gehen. Der würdige Herr Prinzipal nahm ihn nämlich vorher noch einmal categorisch vor, indem er Selbing zuerst die Hölle heiß machte und an den Fingern — alle zehn kamen wenigstens dreimal an die Reihe — seine begangenen merkantilischen Sünden, die unglückliche falsche Ballenverladung natürlich nicht zu vergessen, herzählte und dabei bemerkte: daß Selbing nur den Bitten seiner Mutter und seiner — des Prinzipals — allzugroßer Güte es zu verdanken

habe, daß man ihn nicht schon längst aus dem Ehrenhause J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main ausgestoßen! Nach dieser Feuer-Probe hatte Tamino-Selbing noch durch das Wasser zu waten, indem ihn Papa Zehrmann mit einer wahren Sündfluth von Ermahnungen für die Zukunft übergoß; die Reise selbst wurde dann in glänzendem Lichte als Aufmunterung hingestellt, jedoch zugleich bemerkt: daß man sich genau an die vorgeschriebenen Spesen zu halten und diese — bei Vermeidung der Nachzahlung aus eigener Tasche — nicht zu überschreiten habe.

Für jeden Anderen wäre dies nun freilich ein kitzliger Punkt gewesen, da die Spesen so gewaltig niedrig angesetzt waren, daß, ohne Geld zuzusetzen, kein Mensch die Reise unternehmen konnte. Papa Zehrmann wußte dies auch recht gut: er speculirte indessen mit Recht auf das unbändige Vergnügen, welches eine solche Reise dem jungen Manne machen müsse und daß es Selbing daher auch gar nicht auf eine Zubuße aus seiner Tasche ankommen werde.

Die Calculation war richtig und das Haus Zehrmann sparte ein hübsches Sümmchen.

Natürlich war Selbings Mutter von dem Auftrage, den ihr geliebter Sohn erhalten und von dem Vertrauen, das man ihm schenkte, ganz entzückt und füllte ihres lieben, von ihr fast angebeteten Augusts Taschen tüchtig mit klingender Münze. Mit Tausenden von

guten Ermahnungen versehen und mit Kissen, Cachnez, warmen Halsbinden und Plaids — obschon es Sommer war — bedeckt, eilte derselbe sodann mit einem Aufschrei der Lust der Eisenbahn zu.

Jetzt waren bereits zwei Tage verflossen, als Selbing — dessen Erfolge bis dahin gerade nicht glänzend gewesen, da ihm unter vier Schuldnern nur bei einem der Einzug der Gelder gelungen war — abermals in einem kleinen Städtchen der Pfalz ausstieg. Er hatte sich unterwegs nach dem besten Gasthofe daselbst erkundigt und erfahren: daß sich überhaupt nur ein einziges anständiges Wirthshaus dort befinde und das trage den Schild „zur goldenen Gans".

Wie das für einen Städter so hübsch ländlich lautete. Seelenvergnügt, aber etwas hungrig, denn es war Mittag, schritt Selbing dem Innern des Platzes und der Mittagstafel der „goldenen Gans" entgegen, gefolgt von einem schmutzigen Bauernknaben in zerlumpten Kleidern und bloßen Füßen, der ihm sein Gepäck nachtrug. Das Städtchen lag recht freundlich und sah malerisch-ländlich aus, indem sich zwischen vielen kleinen, zumeist älteren und unansehnlichen Häuschen doch hie und da auch einzelne größere erhoben. Namentlich erfreute Selbing der Friede und das Ur-Natürliche, das hier herrschte, indem zwischen den Häusern, Gärtchen und an der Straße liegenden Dunghaufen Hühner, Enten und Gänse nebst einigen Bauernkindern die Straße bevölkerten. Indeß herrschte

— um der Wahrheit treu zu bleiben — dies idyllische Wesen doch nur am Anfang und Ende, gleichsam an den beiden Ausläufern oder Polen, des Städtchens, während es im Innern — in der City — schon großstädtischer aussah. Dunghaufen und Gänse fehlten freilich auch hier nicht; aber man erblickte doch auch Zeichen des Gewerbfleißes und der Industrie: einen Bäcker- und einen Metzger-Laden, ein Krämer-Geschäft, in welchem man alle Waaren der ganzen Welt: Kaffee, Zucker, Kattune, Tabak, Häringe, Bänder, Oel, Papier, Tuch, Spielsachen, Leinwand, Seife, Theer u. s. w. finden konnte. Auch eine hübsche Apotheke und sogar eine, freilich etwas verdächtig aussehende Conditorei, deren Besitzer zugleich einen kleinen Blutegel-Handel trieb, waren vorhanden.

Selbing, der immer Exaltirte, war ganz entzückt von dieser reizenden Vereinigung des Ländlichen mit dem Städtischen. Hier hätte er sein ganzes Leben zubringen können, . . . vorausgesetzt natürlich, daß sich in dem Städtchen auch ein schönes und großes Theater befunden und das Theater Künstler aufzuweisen und die Künstler ein großes Publikum und das Publikum Sinn und Begeisterung für die göttliche Schauspielkunst gehabt hätten.

Einstweilen trat Selbing jetzt in die „goldene Gans" ein und ließ sich von dem etwas kupfernasigen Wirth ein Zimmer geben.

Auch hier herrschte eine überraschende Einfachheit, die das Ameublement auf ein schlichtes Bett, einen Wachstuchtisch, eine etwas wurmstichige Kommode — der man in der That den Werth der Antiquität nicht absprechen konnte — und zwei Stühle beschränkte. Die Fenster-Vorhänge waren recht sinnig aus einem einzigen schmalen Stück weißen Zeuges hergestellt, wodurch auf die wünschenswertheste Weise das Eindringen des Lichtes durchaus nicht gehindert wurde.

Selbing sah sich vergnügt in diesem lichten und schlichten Raume um, die Worte aus Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" citirend:

„Wer mich erwählt, gewinnt was mancher Mann begehrt!
Dies „M a n c h e r" meint vielleicht
Die Narrenmenge, die nach Scheine wählt,
Nicht lernend mehr als ein blöd' Auge lehrt,
Die nicht in's Inn're dringt und wie die Schwalbe
Im Wetter bauet an die Außenwand,
Recht in der Bahn und der Gewalt des Zufalls.
Nicht mit gemeinen Seelen stimm' ich überein,
Noch halt' ich mich zum rohen Pöbelvolke.
Darum zu dir . . . du holdes Schatzgemach!"

Beim Mittagsessen kam Selbing neben einen Geschäftsreisenden von Provision zu sitzen. Er war ein noch ziemlich junger, aber für seine Jahre colossal dicker Mann, mit rundem, fleischigem Gesicht, dessen bläuliche Röthe auf eine aufrichtige Verehrung des

Gott Bacchus hinwies. Der schöngezogene Backenbart kleidete ihn gut und gab ihm etwas Männliches, während seine Züge den Ausdruck einer unverwüstlichen Heiterkeit trugen. Dabei besaß der junge Mann — der Wirth nannte ihn Herr Weinrank — in drei Dingen eine Virtuosität, die Selbing staunen machte; nämlich im Essen, Trinken und Schwadroniren.

Ein ältlicher Herr in schwarzer Kleidung, der oben an der Tafel saß und ein protestantischer Geistlicher aus der Umgegend zu sein schien, sagte in dieser Beziehung mit lächelnder Miene, als ein anderer Reisender sich über die Beredtsamkeit Weinranks lustig machte:

„Lassen Sie mir diesen Herrn in Ruhe; er steht mit den Göttern in naher Berührung. Einmal ist er, wie ich eben vernommen, Weinreisender, und demnach, so zu sagen, nicht nur ein Verehrer sondern auch ein Sendbote des edlen Bacchus!“

Der Betreffende lachte und stieß heiter mit dem alten Herrn an.

„Dann aber,“ — fuhr dieser fort — „steht er noch unter dem besonderen Schutze einer Göttin, der Suada nämlich, welche die Griechen als die Göttin der Ueberredung verehrten. Sie war eine Tochter der Venus. Von den Dichtern wird sie als eine Göttin mit schönen Lippen dargestellt.“

„Die sie mir verliehen hat!“ — rief Weinrank

wohlgefällig und führte das Glas abermals zum Munde, um seine Lippen zu zeigen.

„Ihren Dienst“ — fuhr der alte Herr, dem es wohl that, seine Gelehrsamkeit auszukramen, eifrig fort — „führte Theseus zuerst in Athen ein, als er die Einwohner Attikas überredet hatte, sich in einer gemeinschaftliche Stadt zu versammeln. Auch in Sicyon hatten sie einen Tempel und im Dionysostempel zu Megara stand sogar eine Bildsäule der Suada, von des unsterblichen Praxiteles kunstgeübter Hand gefertigt!“

„Nun, meine Herren!“ — rief der Weinreisende heiter — „was wollen Sie noch mehr? Stoßen wir auf das Wohl meiner Schutzgötter an!“

Und die Gläser klangen laut und lustig; Weinrank aber erzählte eine Unmasse von Anekdoten, die sowohl auf seine Kunst zu schwadroniren, als zu trinken Bezug hatten.

Selbing hörte, obgleich ihm die Unterhaltung gerade nicht besonders gefiel, erstaunt zu. Er war noch zu viel Neuling im Leben, um hier nicht bloße Mundfertigkeit für Gewandtheit eines routinirten Mannes zu nehmen. Auch pflanzte ihm der Ernst und die Würde Ehrfurcht ein, mit welcher Weinrank zwischendurch seinen Wein kostete. Dann nahm derselbe plötzlich eine fast feierliche Miene an, führte sein Weinglas an die Nase, roch . . . eins, . . . zwei,

... dreimal daran, hob es dann mit dem Ernste eines Richters über Tod und Leben gegen das Licht; ... sog noch einmal den süßen Duft des Weines ein und führte das Glas dann endlich zum Munde, um das edle Naß mit langsamem und hörbarem Schlürfen über die Zunge laufen zu lassen, ... bis ein lautes Schnalzen, wie ein Kanonenschuß bei großen Feierlichkeiten, das Ende der Manipulation anzeigte.

„Was muß der Mensch für ein Weinkenner sein!" — dachte Selbing für sich — „und wie wenig verstehst du noch von Wolle."

„Was wird denn heute," — rief jetzt der Weinreisende spöttisch dem Wirthe zu — „im Theater gegeben?"

Selbing war es, als träfe ihn ein Blitzstrahl. — „Wie?" — rief er — „hat es denn hier ein Theater?"

„Gewiß!" — entgegnete der Wirth wohlgefällig.

„Und was für eines!"— meinte Weinrank höhnisch.

„Von außen ist es immer noch etwas besser als eine Scheune!" — sagte der geistliche Herr.

„Sicher!" — rief Weinrank — „es ist ja eine Bretterbude."

„Und was wird heute aufgeführt?" — frug Selbing, dem die letzten Reden das Blut in das Gesicht getrieben.

„Ich glaube" — sagte der kupfernasige Wirth mit gewichtiger Miene — „ich glaube das Ding heißt: Mine von Barthelm!"

„Minna von Barnhelm" — rief der Weinreisende lustig und hielt sich den Bauch vor Lachen. — „Nun, da muß man hinein gehen. Ich wollte heute Abend abreisen; jetzt aber bleibe ich über Nacht!"

„Armer Lessing!" — sagte der geistliche Herr — „du wirst dich im Grabe umwenden! Bei den Griechen . . . "

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen und ein schmutziger und zerlumpter Bauernknabe, einige gedruckte Papiere in der Hand, kam mit den Worten herein:

„Der Komedien-Zettel! ein' Kreuzer!"

Selbing und Weinrank griffen nach demselben und zahlten den Jungen aus. Das graue Löschpapier zeigte in der That in fast unleserlichen Lettern:

„Verehrtem hohem Publicum und durchreisenden Fremden wird hiermit gehorsam angezeigt, daß die berühmte Künstlergesellschaft des Herrn Direktor Balthasar Schreier heute Abend aufführen wird:

„Minna von Barnhelm"

oder

das Soldatenglück.

Ausgezeichnetes Lust- und Schauspiel des großen und berühmten Dichters Herrn Lessing.

Major von Tellheim . . . . . Herr Direktor Schreier.
Minna von Barnhelm . . . . . Fräulein Julia Mutz.

Selbing hielt inne. Den Namen hatte er schon gehört oder gelesen.

„Mutz . . . Mutz . . . Julia Mutz!“ — brummte er nachsinnend vor sich hin: „Donnerwetter!“ — fuhr er dann auf einmal heraus.

„Nicht wahr, das ist köstlich!“ — rief der dicke Weinreisende noch immer lachend. — „Berühmte Künstlernamen!“

Aber das „Donnerwetter!“ hatte Fräulein Mutz gegolten. „War denn das Kammerkätzchen, mit welchem Maxen seiner Zeit durchgegangen, nicht eine Julie Mutz gewesen, wie die Zeitungen damals gesagt?“

Selbing überlief es wie mit kochendem Wasser. Eine peinliche Ahnung überfiel ihn und die ohnehin undeutlichen Buchstaben des löschpapierenen Zettels tanzten vor seinen Augen:

„Großer Gott! wenn sich sein Freund Maxen bei dieser Gesellschaft befände!“

Er nahm sich zusammen und las weiter:

Graf von Bruchsal, ihr Oheim . . . . Herr Lammbuckel.
Franciska, ihr Mädchen . . . . . Fräulein Streckfuß.
Just, Bedienter des Majors . . . . . Herr Atz.
P. Werner, gewesener Wachtm. des Majors . Frau Dir. Schreier.

„Die Schreier giebt den Wachtmeister!“ — rief, fast vor Lachen erstickend, Weinrank und wälzte sich, beide Hände in die Luft gestreckt, auf seinem Stuhle hin und her.

„Nun," — meinte der Wirth — „warum nicht? Die Stimme hat sie dazu, einen Mords-Schnurbart hat ihr die Natur geschenkt, und Branntwein kann sie trinken trotz einem Grenadier!"

Selbing hatte die letzten Worte nicht gehört. Er saß, wie vom Schlag getroffen, unbeweglich da. Der Theaterzettel war ihm beim Weiterlesen aus der Hand gesunken. Es stand auf ihm gedruckt:

„Der Wirth . . . . . Herr Maxen."

„Nun!" — rief jetzt Weinrank, die Hände gemüthlich reibend. — „Das giebt einen himmlischen Spaß heute Abend!"

Und sich zu Selbing wendend frug er: ob derselbe mitgehe?

Selbing aber war dermaßen außer Fassung gerathen und in einer solchen Verlegenheit, daß er in der That nicht wußte, was er antworten solle. Doch trieb ihn die Scham, die sein Gesicht ein über das anderemal mit Roth übergoß, in die verzeihliche Schwachheit des Petrus hinein: er verläugnete zwar nicht seinen Herrn, wohl aber seinen Freund; . . that als ob er Maxen nicht kenne und sagte: „Ja!"

„Der Witz ist auch nicht theuer!" — meinte Weinrank dabei und lachte: — „Erste Loge fünf Silbergroschen; — Parterre drei Silbergroschen und Gallerie einen Silbergroschen. Wir werden nobel sein und Rang-Loge nehmen."

Selbing erschrak zum Tod! . . auf diesem Platz mußte ihn ja Maxen sehn und erkennen; er nickte daher zustimmend, beschloß aber das Gegentheil.

Die Sache war ihm jetzt so furchtbar peinlich geworden, daß er im Stillen den Entschluß faßte: sein Geschäft hier so schnell als möglich abzumachen, um sodann mit den Flügeln des Dampfes jedem Zusammentreffen mit dem so tief gesunkenen Freunde zu entgehen.

So stand er denn auch jetzt in der That von der Tafel auf, seiner Pflicht zu genügen, und verließ das Zimmer.

Der Himmel hatte diesmal Einsicht und das Geschäft ward rasch und glücklich abgewickelt; ebenso schnell war die kleine Wirthsrechnung geordnet.

Was aber jetzt thun? Es war drei Uhr Nachmittags und der nächste Eisenbahnzug, den Selbing benutzen konnte, ging erst 5 Uhr 20 Minuten ab.

In das Städtchen hinein mochte er nicht gehen denn es war zu klein um nicht bemerkt zu werden, und in dem elenden Wartezimmer mit seiner verpesteten Luft konnte der junge Mann doch auch nicht bleiben. Da drang plötzlich das Rollen von Kegelkugeln und der Ruf! „Alle Neun!“ dem ein vielstimmiges Freudengeschrei, durch welches auch sehr wohlklingende Frauenstimmen durchschallten, folgte, an sein Ohr.

Selbing erkundigte sich: woher der Jubel komme?

„Dort, vom Bierkeller!“ — antwortete barsch und kurz der Bahnwärter.

„Das ist Land für Columbus!“ — dachte Selbing — „Da Maxen heute Abend in Minna von Barnhelm auftritt, kann er natürlich, der Vorbereitung wegen, den Mittag nicht auf dem Bierkeller sein. Gehen wir hin und erwarten dort bei einem Glase Gerstensaft den Zug.“

Und sich auf den Weg machend, recitirte er Faust's Worte: —

„Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

Aber welche Ueberraschung erwartete ihn: er hatte geglaubt, Bauern zu treffen und fand sich, kaum in den Biergarten eingetreten, mitten in einer, dem ersten Anschein nach, sehr netten Gesellschaft von jungen Damen und Herren.

Man kegelte, d. h. die Herren und die Damen auch.

Die Herren hatten ihre Röcke und Westen abgelegt und die Damen nahmen sich in ihren aufgeschürzten Kleidern reizend aus, zumal sie, um die Kugeln besser schieben zu können, auch die Aermel ihrer Kleider zurückgestreift hatten und recht nette Arme sehen ließen. Dabei ging es ungemein lustig her:

man lachte, scherzte, legte auch einmal den Arm um eine schöne Taille; aber alles mit einem gewissen, fast theatralischen Anstand. Bierkrüge — volle und leere — standen genug auf dem Tisch aus rohen Brettern, während verschiedene Teller mit Resten von Käsen und Rettigen verriethen, daß das junge muntere Volk hier — wenn auch auf sehr frugale Weise — zu Mittag gespeist habe.

Selbing war, halbversteckt hinter einem Gebüsche, stehen geblieben, und beobachtete mit Interesse das lustige Treiben der, wie es schien, ungemein vergnügten jungen Leutchen. Freilich konnte er die meisten nur auf der Rückseite sehen, da sie sich der Kegelbahn zuwandten; doch bog sich hie und da wohl auch ein recht nettes Mädchengesichtchen zur Seite.

Jetzt erhob sich ein blondlockiger junger Mann, nahm eine der Kugeln auf und wog sie in der Hand. Er mußte wohl der Liebling der Damen sein; denn alle neigten sich zu ihm hin, unstreitig um ihm kleine Schmeicheleien oder neckische Ermuthigungen zuzuflüstern. Aber der Blondgelockte benutzte die Gelegenheit, und ehe sie es sich versah, hatte Diejenige, die ihm ihr Köpfchen am nächsten gebracht, einen schallenden Kuß auf der Wange.

Ein — nicht eben an Entsetzen erinnernder — Schrei erschallte; dann traf den blonden Lockenkopf der leise neckische Schlag einer kleinen Hand, während ein allgemeines Gelächter den Witz lohnte.

Auch Selbing mußte vergnügt lächeln; die Natürlichkeit und ungebundene Heiterkeit der kleinen Gesellschaft freute ihn und zog ihn wirklich an.

Wer mochten wohl die Glücklichen sein, die hier ein wahrhaft arkadisches Leben führten? Es lag in der That etwas Liebenswürdiges in den Bewegungen der Damen, . . . ein so glückliches und ungenirtes sich Gehen-lassen den Herrn gegenüber, wie es Selbing noch nie in seinem Leben vorgekommen.

Indeß hatte der blonde junge Mann die Kugel mit einer gewissen Eleganz in die Bahn geschleudert. Alle schauten ihr mit gehobenen Köpfen nach.

Ein gewaltiges Fallen der Kegel machte die Spannung athemlos.

Da rief der Kegeljunge abermals: — „Alle Neune!"

Das war ein Jubel!

Das hübsche Mädchen aber, dem der Blonde vorhin in der Schnelligkeit einen Kuß applicirt, drehte sich jauchzend auf dem Absatze wie ein Kreisel herum, bis Jener sie auffing und ihr einen zweiten Kuß gab, den sie herzhaft mit den Worten erwiederte:

„Das gehört dem Sieger!"

Der muntere Sieger aber war so frei, diesen Tribut sofort auch bei den übrigen Damen unter Lachen und Jauchzen einzukassiren, bis bei einer, die ihm neckisch entfloh, unstreitig um — beim Erhaschtwerden — noch besser wie die Anderen wegzukommen.

Da der hübsche Flüchtling zufälligerweise seinen Lauf gerade auf die Gegend nahm, wo Selbing halb verborgen stand, wollte dieser eben zurücktreten, als er den Nachlaufenden und dieser ihn ansichtig wurde und Beide, die Hände einander entgegenstreckend freudig überrascht ausriefen:

„Selbing!“ —

„Maxen!“

Ersterer hatte nämlich beim Erkennen des alten Freundes mit einemmale seinen Vorsatz, ihm aus dem Wege zu gehen, völlig vergessen und letzterer war in der That überglücklich, Selbing wieder zu sehen.

Aus Maxens hübschen blauen Augen strahlte denn auch wirklich die aufrichtigste Freude, so daß er den Freund sofort mit Jubel der Gesellschaft zuführte und mit den Worten vorstellte:

„Kinder! das hätte sich nicht besser treffen können! Gerade, wo wir so recht lustig beisammen sind, trifft mein bester Freund ein. Es ist Herr Selbing aus Frankfurt, ein begeisterter Verehrer der edlen Schauspielkunst; selbst Dilettant, der einst einer der Unserigen werden wird!“

Selbing verbeugte sich leicht erröthend und Maxen stellte ihm nun die Herren Lammbuckel, Atz, Wissling und die Damen Mutz, Streckfuß, Lieggern und Hellming, sämmtlich Mitglieder der Schreier'schen „Künstlergesellschaft“, vor.

Aber wie nett waren diese Leutchen alle! Kaum war Selbing vorgestellt, so ging das alte lustige Wesen wieder an und jedes von der Gesellschaft that, als ob es den eben erst angekommenen Gast schon seit Jahren kenne: er mußte mit trinken und mit kegeln, und selbst die Damen nahmen sich seiner so freundlich und so ungenirt an, daß er bald mit allen in ein heiteres Gefecht von Witzen und Späßen verwickelt war. Namentlich zeichnete sich die kleine brünette Streckfuß dabei aus, so daß sich Selbing in kurzer Zeit fast gefesselt von ihr fühlte. Ja! er gefiel sich bald so sehr unter den artigen und lustigen Mädchen, daß ihm sogar Dinge, die ihn vielleicht sonst peinlich berührt hätten: wie die leicht geschminkten Wangen, diverse Defecte an den Kleidern u. s. w. als ganz natürlich bei jungen Künstlerinnen vorkamen.

Maxen — das mußte Selbing sich gestehen — war die Liebenswürdigkeit selbst, sah so gut aus und war so ausgelassen lustig, daß ihn der Freund beneidete und — trotz des alten verschabten Hutes, des an verschiedenen Stellen zerrissenen Hemdes und des verblaßten fadenscheinigen Röckchens — die Ueberzeugung gewann, daß es ihm in pecuniärer Beziehung nicht schlecht gehen müsse. Dies mit seiner Stellung bei der Schreier'schen Gesellschaft zu vereinen, war freilich schwer; indeß blieb Selbing auch keine Zeit darüber nachzudenken; denn die Gesellschaft hatte in ihrer tollen Laune beschlossen, daß man sich in Pärchen ab-

theile und so oft ein Herr zu kegeln habe, sich dieser dabei auf den Schoß seiner Partnerin und umgekehrt, jede Dame beim Schieben einer Kugel sich auf den Schoß ihres Partners zu setzen habe.

Der tolle Gedanke wurde unter lautem Lachen angenommen und gab zu tausend Scherzen und Witzen Veranlassung. Maxen zwang Selbing, der vor Verlegenheit fortwährend roth ward, die kleine brünette Streckfuß auf, der denn auch die Sache so gut zu gefallen schien, daß sie, so oft sie an die Reihe zu kegeln und also auf Selbings Schoß zu sitzen kam, eine kleine Ewigkeit mit der Kugel zu zielen pflegte; wobei die Uebrigen, die Selbings unaussprechliche Verlegenheit wohl bemerkten, sich zu Todte lachen wollten. Am Ende des Spieles, welches Selbing gleich von vornherein herbeiwünschte, hatte sich jede der Damen mit einem Dutzend Küssen loszukaufen.

Selbing wußte gar nicht, wie ihm geschah; hatte er doch Zeit seines Lebens noch kein Mädchen berührt, geschweige denn geküßt. Es wurde ihm roth, grün und blau vor den Augen und als die kleine Brünette ihre Aufgabe vollendet und ihn halb lachend, halb verächtlich schmollend von sich stieß, stand ihm der Angstschweiß in dicken Tropfen auf der Stirne.

Die hübsche Hellming aber, drehte sich, ihrer Gewohnheit nach, wieder auf dem Absatz herum, intonirte mit klangvoller Stimme und trillerte:

„Ja, wenn d' halt nit so dalkig wärst,
Sollst' scho' mein Liebche sein;
Dann schlöß ich mich,
Ja mich und dich,
In's Kämmerle hübsch ein!"

Die kleine Brünette schlug ihr scherzweise auf den Mund und Maxen flüsterte ihr etwas in's Ohr; worauf die Sängerin lächelnd nickte.

Jetzt schlug es auf der nahen Thurmuhr fünf Uhr ... um sechs Uhr sollte, dem Zettel nach, das Theater beginnen. Selbing zählte die Glockenschläge fast mit demselben Gefühl, mit dem wohl ein Verurtheilter die Stunden des letzten Tages vor seiner Hinrichtung nachrechnet. Glaubte er sich doch *selbst* an dem Verbrechen schuldig, die Schauspieler und Schauspielerinnen vor der Aufführung eines Stückes, wie „Minna von Barnhelm", an eine solch' widersinnige Zerstreuung gefesselt zu haben. Ihm war ja die Kunst noch heilig, wie er sich denn auch bei jeder Vorstellung dachte: sie müsse schon vorher die Künstler mit einer ernsten Stimmung anwehen, die sich bei der Aufführung zu einer heiligen Begeisterung steigere.

Sein und der Uebrigen Treiben verwirrte ihn ordentlich, bis ihn das leichtfertige und unbesorgte Wesen der Uebrigen wieder zu sich brachte, aber auch in ein namenloses Staunen versetzte.

„Fünf Uhr!" — rief die Streckfuß.

„Laß es immerhin fünf sein!" — entgegnete Fräu-

lein Mutz — die Darstellerin der Minna von Barnhelm — „wir haben noch Zeit!"

„Aber du mußt doch Toilette machen!" — rief spöttisch die Lieggern, die wußte, daß die Begünstigte des Direktors sich stets das Recht herausnahm, die ohnehin jämmerliche Garderobe nach Kräften zu plündern.

„Beruhige dich!" — entgegnete die Andere — „ich denke, du hilfst mir beim Ankleiden, da wird eine halbe Stunde reichen."

„Bedanke mich!" — rief die Lieggern — „ich bin dein Kammermädchen nicht; vielleicht . . ."

„Noch zwei Glas Bier!" — rief hier Maxen dem Zapfjungen zu; denn er wußte, daß die Frauenzimmer — so einig sie sein konnten, wenn es einer lustigen und vergnügten Unterhaltung galt — doch stets in ihre eigentliche Naturgiftiger Rivalität zurückfielen, sobald der breitgetretene Boden des Alltagslebens und des Handwerks wieder betreten wurde.

„Mir auch noch ein Glas Bier!" — rief jetzt, zu Selbings Entsetzen die Streckfuß, — „ich bleibe noch bis dreiviertel auf sechs Uhr hier. Die Franziska spiele ich, wie ich hier bin."

Lammbuckel aber — der Darsteller des Grafen von Bruchsal — klopfte mit seinem Bierglas derb auf den Tisch und rief: — „heute lache ich euch alle aus, denn ich habe mit meinem Feldjäger und Grafen Zeit bis halb acht Uhr!"

„Und ich muß gleich an das Messer!" — meinte

Maxen — „indeß läßt sich ein Glas Bier noch mit Gemüthlichkeit consumiren. Ich werde dann den Wirth um so besser und natürlicher spielen können, und mit meinem Costüm bin ich auch gleich fertig: eine Schürze, eine Perücke und eine Zipfelmütze und damit basta!"

Selbing stand sprachlos: so hatte er sich das Künstlerthum allerdings nicht gedacht! So viel aber stand bei ihm fest, daß, wenn er einst öffentlich auftreten werde, der ganze Tag vor der Aufführung der Vorbereitung für dieselbe gewidmet bleiben müsse und auch der Costümirung ihr volles Recht — nach der Zeit der Handlung und dem Charakter der Rolle — auf das Genaueste werde.

„Du kommst doch auch?" — frug jetzt Maxen den Freund.

„Ja!" — sagte dieser, seine peinliche Stimmung verbergend, und schob das Glas Bier zurück, das ihm Maxen hatte vorsetzen lassen.

„Wir bleiben dann, wenn das Ding fertig ist," — fuhr Maxen heiter fort — „noch ein paar Stündchen fidel zusammen. Der Wirth zur „goldenen Gans" hat ein gut Glas Wein und da bleibt dir die schönste Gelegenheit, deinen alten Freund zu regalieren. Wein trinken kommt jetzt ohnedem wenig an mich."

„Von Herzen gern!" — versetzte Selbing — „aber willst du jetzt nicht nach dem Theater gehen? es wird dir sicher zu spät und wenn du noch mehr trinkst . . ."

„Spüre ich's ein wenig! Hurrah! das paßt gerade zum Wirth."

„Ich dächte doch hier nicht!"

„Pah! jeder Wirth muß mit rother Nase und einem kleinen Rausche vorgestellt werden."

„Weißt du, daß ich statt deiner Herzklopfen habe?"

„Das fehlte auch noch!" — rief Maxen laut lachend. — „Wenn ich zum Theater ging, so geschah es, um ein lustiges und ungebundenes Leben zu führen, nicht aber um mich zu ängstigen und zu quälen."

„Und dein Direktor? und das Publikum?"

„Der alte Schreier wird heute wie alle Abend vor und nach der Vorstellung toben und schreien! Aber da macht man sich nichts daraus. Er hat ja einmal das Fach der Poltrons und brummbärigen Väter: und das Publikum? wer fragt nach dem? Wenn das nur kommt und zahlt!"

„Maxen?!" — rief hier Selbing entsetzt.

Maxen aber lachte, klopfte dem Freunde auf die Achseln und sagte:

„Warte nur, Brüderchen, wenn du einmal erst selbst auf den Brettern stehst, dann wird dir dein Idealisiren schon vergehen. Das macht sich alles anders im praktischen Leben!"

Selbing überkam ein eigenthümliches Gefühl: sollte er am Ende doch mit seiner Schwärmerei für die Schauspielkunst auf einen falschen Weg gerathen sein?

Mephistopheles und der Schüler in Göthe's großem

„Faust“ zuckten durch seine Seele und unwillkürlich murmelte er:

„Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!“

Jetzt waren die Meisten zum Aufbruch fertig. Fräulein Streckfuß zeigte sich ungemein freundlich und gab nicht allzu undeutlich zu verstehen, daß sie gar nichts dagegen habe, wenn ihr ein so feiner junger Herr, wie Selbing, den Arm bieten werde.

Selbing aber war klug genug mit Gretchen zu denken:

„Bin weder Fräulein, weder schön,
„Kann ungeleitet nach Hause gehn!“

Und empfahl sich der Gesellschaft — für seine freundliche Aufnahme, bei welcher Gelegenheit er übrigens zehn Glas edlen Gerstensaftes bezahlt hatte, herzlich dankend — mit großer Artigkeit.

Lammbuckel blieb ruhig bei seinem Bier sitzen und pfiff vergnüglich ein Lied. Meister Atz aber, dem das an vielen Stellen vollständig abgeblaßte Sommerröckchen durch sein Schillern in allen Farben das Ansehen eines Chamäleon gab, setzte zu verschiedenen Malen mit einem zwirnsdünnen Tenor ein und ließ, als Zeichen seiner Meisterschaft, einen Triller oder eine kurze Roulade hören, wobei er mit der einen Hand seine edlen Haupt-

Haare gewaltsam zu Locken drehte und mit der andern, vermittelst eines Stöckchens, die — gewaltig nach Wasser und Seife schmachtenden — Beinkleider taktmäßig schlug.

Selbing that, als wollte er nach der „goldenen Gans" zurückkehren, schlug aber einen anderen Weg ein. Er mußte sich erst — bevor er das Wagstück unternahm in das Theater zu gehen — etwas sammeln und beruhigen. Der Mittag war ihm unter dem köstlichen Völkchen ganz angenehm verschwunden; wie es aber mit der Vorstellung werden solle? . . . das Herz pochte ihm wenn er daran dachte.

Gedankenvoll den Kopf schüttelnd murmelte er im Weitergehen vor sich hin:

„Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang der Wirth noch weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt."

Eine halbe Stunde später saß Selbing in dem Musentempel des Herrn Direktor Schreier. Er hatte sich dabei absichtlich einen dunkelen Winkel, deren es hier in Menge gab, ausgesucht, um von des Weinreisenden Gesellschaft und Bemerkungen befreit zu bleiben, da er sich hier in der That für seinen Freund und über seine eigene Lieblingsneigung und Zukunftsgedanken schämte. Freilich wußte er recht gut *seine* Ansichten und Anforderungen von der Kunst und jenen, die Maxen leiteten, zu scheiden; immerhin preßte es ihm aber das Herz zusammen: daß es nur möglich sei, daß die für ihn so erhabene Muse in dem so traurigen Gewande einer dienenden Magd einherschreiten könne, wie hier.

Er dachte noch darüber nach, als sich zu seinem Schrecken und Staunen der schwarz gekleidete Herr, der heut an der kleinen Mittagstafel in der „goldenen Gans" präsidirt hatte, neben ihn setzte.

„Nun!" — sagte der alte Herr — „da sind wir ja wieder beisammen; nur unser Wein-Mann fehlt, was mir nicht gerade unangenehm ist. Dergleichen Leute sind oft auf kurze Zeit recht unterhaltend, wenn es aber einen Kunstgenuß gilt . . ."

Selbing sah den alten Herrn hier fragend an; dann sagte er:

„Sie spotten wohl, mein Herr!"

„Also erwarten Sie keinen solchen?" — frug jener zurück.

„Hier gewiß nicht!“ — meinte Selbing.

„Und darf ich alsdann fragen“ — fuhr der schwarze Herr fort — „was Sie veranlaßte, hier einzutreten? Sie müssen diese Neugierde dem Alter verzeihen.“

Selbings Verlegenheit steigerte sich; dennoch faßte er sich rasch und sagte:

„Ich bin ein aufrichtiger Verehrer Lessings, wie der Bühne und der Schauspielkunst, natürlich in ihrer höchsten und schönsten Bedeutung. Nun muß ich gestehen, daß es mich überraschte, hier ein Theater zu finden und so will ich mich überzeugen . . .“

„Daß man Lessing und die Kunst auch in den Staub treten kann.“

„Und Sie wissen dies und sind doch hier?“

„Ich bin Geistlicher und so werde ich, neben dem physischen Arzte, an manches Krankenbett gerufen. Warum sollte ich nicht auch an das Krankenbett unserer Zeit und unserer Verhältnisse treten? Vielleicht wird mein Urtheil — wenn öffentlich ausgesprochen — meine und die umgebenden Gemeinden vor ungünstigen Eindrücken bewahren.“

„So sind Sie ein Feind der Bühne?“

„Der guten gewiß nicht, der schlechten . . . ja!“

„Ebenso geht es mir; aber . . .“

„Sagen Sie mir, mein junger Herr, was haben Sie für eine Ansicht von diesem Institute. Es interessirt mich!“

„Ich bin ein enthusiastischer Freund der Bühne und der Schauspielkunst, weil ich das Theater für ein Institut halte, von dem die Bildung des Geschmackes im Volke ausgeht."

„Ausgehen sollte und könnte, ja!" — meinte der geistliche Herr — „Griechenland gab dafür ein schönes Beispiel. Wir aber sind leider keine Griechen!"

„Immerhin kann die Bühne — vorausgesetzt, daß sie ein wahrer Tempel der Musen ist," — entgegnete Selbing mit Wärme und Eifer — „gewiß viel zu der Erziehung der Massen beitragen. Ich meine immer: zum Geschmack erziehen, heiße nicht sowohl in Büchern und Schulen Geschmack predigen, über schlechten Geschmack klagen, schreiben und murren, sondern einen guten Geschmack zeigen, — damit an die Seele dringen . . . und wie könnte man dies besser, als durch die Aufführung classischer Dichterwerke?"

„Vollkommen einverstanden, junger Freund!" — rief der geistliche Herr — „vorausgesetzt nämlich, daß Ihre Voraussetzung: daß die Bühne ein wahrer Tempel der Musen sei, sich als wahr erweise. Aber wo ist dies der Fall?"

„Du mein Gott!" — rief Selbing — „es wäre schlimm, wenn dies an großen Bühnen nicht sein sollte!"

Der geistliche Herr lächelte; dann sagte er: — „Sie lieben das Theater zu sehr, um es richtig be-

urtheilen zu können. Sie sind noch zu sehr Enthusiast, um es zu wagen, den Schleier ihrer Angebeteten zu heben, und zu prüfen: ob nicht die Wahrheit hinter dem Scheine zurückbleibe. Und doch ist dies gar oft in der Welt der Fall!"

„Wenn dies auch hie und da vorkommt," — versetzte Selbing — „muß es darum überall sein? Der trefflichen Bühnen und der ausgezeichneten Darsteller giebt es gewiß noch viele. Ich wenigstens kann mir keinen schöneren Beruf denken, als durch die Vorführung der herrlichen Gebilde unserer großen Dichter mit Macht auf das Publikum einzuwirken: es in poetischem Aufschwunge hinzureißen zur begeisterten Anerkennung des Großen, Schönen und Edlen oder auch es abzuschrecken von dem Bösen durch eine lebensvolle Darstellung schlechter Charaktere!"

„Ja!" — sagte der geistliche Herr — „das ist die ideale Auffassung, und wenn diese wirklich in das Leben und die Erscheinung tritt, ist nichts dagegen zu sagen. Die Seele des Menschen soll durch die Kunst nach allen Seiten hin und in allen Kraftanwendungen conform gestimmt werden, wie die Leier des Apollo's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen soll nicht weniger Geschmack herrschen, als in Kenntnissen der Phantasie oder des Verstandes. Wie schwer aber wird die Bildung des Geschmacks in einer verderbten Zeit, wie die unsere. Den Menschen kommen fast

durchweg lauter Gegenstände vor die Augen, die ihnen immer den richtigen Wink und Anstoß verderben. Das ist auch die Ursache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geschmackes auferwecken können."

„Aber wir vermögen doch den Geschmack in unserem guten Deutschland zu läutern!" — meinte Selbing.

„O ja!" — rief der geistliche Herr. — „Geben Sie nur einmal darauf acht, wie es bei der heutigen Aufführung hergehen wird: da werden Sie Menschen sehen, die, statt zu malen, die Farbe von dem Gemälde kratzen und sich doch Maler nennen; Leute, die die Paniere des guten Geschmackes zu Stangen brauchen, womit sie Vogelnester zerstören."

„Aber, lieber Herr Pastor!" — sagte Selbing, tiefe Röthe im Gesicht, — „wie können Sie auch von hier sprechen. Der wahre Vertreter der Kunst ist das Genie, und ein edles Genie ist immer wie ein Stern in dunkler Nacht."

„Richtig! Licht strahlt nur Licht ab, und eine Sonne nur Sonne!" — versetzte der alte Herr mit einem Anflug von Ironie. — „Wo aber stecken die Genies? Sie sind Kometen, die nur selten unsere Erde begrüßen und selbst die hervorragenden Talente können wir zählen. Wie Sand am Meere aber sind die Leute, die aus der Kunst eine Profession, ein Handwerk machen, alles Edle in den Staub treten und zerknirschen und nur ein lustiges

und ungebundenes Leben — unter dem Deckmantel des Künstlerthums führen wollen. Dann heißt Leichtsinn und Liederlichkeit Genialität; die edle Kunst aber muß den Namen borgen, um Trivialität, Ueppigkeit und rohe Genußsucht oder das Haschen um das alltägliche Brod zu verbergen!"

„Sollten Sie nicht zu schwarz sehen, mein Herr?" — fiel hier Selbing mit klopfendem Herzen ein, denn das hart Ausgesprochene war ja schon vorhin als dunkle Ahnung in ihm aufgegangen. — „Oft ist ein guter Wille da, aber Kraft und Geschick fehlen."

„Dann lieber Holz hacken, oder die Erde bebauen, als Schauspieler werden!"

„Aber die Kunst selbst leidet nicht, wenn sie mitunter auch schlechte Jünger hat!"

„So wenig als die Wahrheit, wenn sie böse Menschen entstellen und verdrehen."

„Und ist es nicht eine schöne und edle Aufgabe der Bühne," — sagte hier Selbing — „die Menschen von so manchen ihrer Thorheiten zu heilen?"

Der geistliche Herr lächelte:

„Wenn Sie die Menschen kennen würden, wie ich, versetzte er alsdann — „würden Sie einsehen, wie eitel und vergeblich dies Bestreben ist. Glauben Sie ja nicht, junger Mann, daß das Publikum in das Theater geht, um etwas zu lernen, oder gar um sich zu bessern und zu veredeln? o nein! seien wir auf-

richtig: die Leute gehen in das Theater, um sich zu unterhalten, zu zeigen und im besten Fall, um eines ästhetischen Genusses willen!"

Selbing schwieg einen Augenblick tief betrübt; er fühlte, daß viel Wahres in des alten Herren Rede lag.

Die Musik begann. Es war die sogenannte Stadtmusik, die Feiertags von den Thürmen und im Laufe des Jahres bei den mannigfaltigen Wechselfällen des Lebens, wie bei Taufen, Kirchweihfesten, winterlichen Bällen, Begräbnissen und so weiter aufspielte. Sie hatte daher — durch die Jahrzehnte fortgesetzte Uebung — den Vortheil erlangt, ohne alle Noten und in gutem Einklang spielen zu können; auch setzten die aufgespielten Tänze das wunderbar zusammengewürfelte Publikum in eine ganz leidlich heitre Stimmung, die sich, namentlich auf dem letzten Platze, der so ziemlich in Nacht gehüllt war, hie und da durch weibliche Aufschreie und recht ungenirtes Lachen auf das Entschiedenste kund gab.

Auch die Honoratioren des Städtchens, die dicht hinter der Musik und ganz nahe dem Proscenium saßen, verdarben sich die Augen durch allzugroße Helle nicht. Indessen würde man Unrecht gehabt haben Herrn Direktor Schreier dafür verantwortlich machen zu wollen.

Konnte denn er etwas dafür, daß das Städtchen,

in welchem er seinen Musentempel aufgeschlagen, noch so weit in der Cultur zurück war, um nicht einmal öffentliche Gas-Beleuchtung zu besitzen?

Was war da zu thun? Der gute Papa Schreier mußte also aus Mangel an Gas seine Zuflucht bei der Beleuchtung zu Talglichtern und Oellämpchen nehmen. Indeß hatte dieß für ihn auch noch seine besonderen Vortheile in ästhetischem Sinn: einmal versetzte das Halbdunkel, wenn das Spiel einmal begonnen, die Zuschauer- und Zuhörerschaft in eine gewisse feierliche Stimmung, und dann bewirkte es zweitens: daß sich Kostüme und Decorationen einer allzuvorwitzigen Kritik entzogen; was in der That sehr gut war. Außerdem war Papa Schreier Philosoph genug, um zu wissen: daß die Menschen überhaupt Alles am liebsten im Halbdunkel sehen.

Der Vorhang schien — er theilte dies Schicksal wahrscheinlich mit seinem Herrn — schon viel mitgemacht zu haben; aber er that, da es hinter ihm auf der Bühne noch dunkler war, als vor ihm, seine Pflicht . . . und das genügte.

Dennoch preßte der ganze äußere Apparat dieses Kunsttempels — namentlich da jetzt auch noch Bierkrüge herumgegeben und Tabakspfeifen und Cigarren angesteckt wurden — Selbings Herz gewaltig zusammen. Es ward ihm schwül und bang und er fing an, sich aufrichtig hinaus und weg von hier zu wünschen.

Da kündete die Schelle den großen Moment des Anfangs an.

Aber welche Aufführung folgte nun!

Da war bei allen Mitspielenden auch nicht an das leiseste Verständniß der übernommenen Rollen zu denken. Wie fast Alle in ihren Alltagskleidern — mit kleinen Beifügungen zur Bezeichnung des Charakters der Rolle — auftraten, so brachten sie auch die Alltags-*Menschen* mit auf die Bühne; wobei sie entweder ihren Theil in ganz gewöhnlichem Tone hersagten oder in übertriebenem Affect herausschrien. Am besten spielten noch Maxen und der Direktor, bei welch' letzterem wenigstens die langjährige Routine ein durchdachtes und gewandtes Spiel vertrat. Der Poltron mußte freilich den würdigen Militär ersetzen, da von militärischer Haltung und Dressur auch nicht eine Spur bei ihm vorhanden war.

Die Darstellung des Wachtmeisters durch die Frau des Direktors gränzte nun gar an das Widerliche, da die ungemein derbe Person diesen schönen Charakter zu einem schreienden Possenreißer herabwürdigte. Fräulein Julia Mutz hatte wenigstens *eine* Consequenz für sich: sie blieb auch als Minna von Barnhelm das, was sie früher gewesen . . . nämlich ein hübsches, gefallsüchtiges, aber sonst ganz unbedeutendes Kammerkätzchen. Nur die kleine Streckfuß wäre in der That eine recht liebe und nette Erscheinung gewesen, wenn sie nicht beständig so scharf und

verliebt nach Selbing hin gesehen hätte, so daß es auffallen mußte und dabei den jungen Mann in eine namenlose Verlegenheit brachte.

Die alten, verbrauchten und mitunter ganz unpassenden Decorationen, sowie die verschabten, verblaßten, zum Theil auch befleckten und zerrissnen soitdissent-Costüme brachten nun gar den so sehr auf eine nette äußere Erscheinung sehenden Selbing ganz außer sich.

Selbing ließ sich denn auch in dem ersten Zwischenakte mit tiefem Unwillen und in halber Verzweiflung über alle diese Dinge gegen seinen geistlichen Nachbar aus, der ihm mit ironischem Lächeln ruhig zuhörte.

„Wie kann man nur eine Rolle übernehmen!" — sagte dabei der junge Mann fast zu laut — „ohne sie durch und durch und auf das Gewissenhafteste studirt zu haben?"

„Mein junger Freund," — entgegnete hier der geistliche Herr — „Ihre Frage erinnert mich an ein treffliches Wort unseres großen Göthe. Dieser sagt nämlich irgendwo einmal: „Es giebt kaum etwas Lustigeres, als wenn Schauspieler vom Studiren sprechen; es kommt mir ebenso vor, als wenn Freimaurer vom Arbeiten reden."

„Göthe läßt dies Serlo in seinem vortrefflichen „Wilhelm Meister" sagen!" — versetzte Selbing. — „In wie fern es wahr ist, dieses Wort, wage ich

nicht zu beantworten, da ich kein Freimaurer bin. Indeß ist die Sache doch nur zum Theil wahr und Serlo meint auch nur Schauspieler, wie wir sie hier vor uns haben. Der wahre Mime, der Künstler, wird sicher nie vor das Publikum treten, ohne seine Rolle tüchtig studirt zu haben."

„Wilhelm Meister ist gewiß eine Lieblingslektüre von Ihnen?" — frug jetzt der alte Herr.

„Das versteht sich!" — rief Selbing mit strahlenden Augen — „ich führe das herrliche Buch, das jeder angehende Künstler aus dem Fundamente kennen sollte, immer bei mir!"

„So haben auch Sie sich von ihm den Kopf verrücken lassen und wollen Schauspieler werden?" — frug der alte Herr fast mit zürnendem Tone weiter.

Selbing biß sich auf die Lippen. Die Frage, so gestellt und in diesem Tone, beleidigte ihn. Dennoch faßte er sich und sagte:

„Ich beabsichtige, mir als tüchtiger Künstler einst einen Namen zu erwerben, und zugleich segensvoll von einer guten Bühne herab auf das Publikum einwirken zu können."

„Mein lieber junger Freund!" — versetzte der Andere hier und Gesichtsausdruck und Stimme waren milder — „ich schätze Ihre edle Auffassung der Sache; aber nehmen Sie den Rath eines Mannes an, der Leben und Welt zur Genüge kennt: prüfen Sie sich und den Schritt, den Sie vorhaben, recht ernstlich, ehe Sie

ihn thun! Es ist nicht alles Gold was glänzt und eine schlüpfrigere und gefährlichere Laufbahn giebt es nicht!"

Damit stand der alte Herr auf.

„Wollen Sie gehen?" — frug ihn Selbing, der doch Theilnahme für ihn empfand.

„Ja!" — entgegnete jener. — „Ich habe von dieser Blasphemie Lessings und der Kunst schon zu viel angehört und angesehen. Für Sie indessen wird es gut sein, diese Höllenprobe der Geduld bis zu Ende auszuhalten: ich denke, diese Aufführung soll Ihrem Enthusiasmus zum kalten Bade werden und ihn zu Ihrem Heile abkühlen."

Und damit reichte der geistliche Herr dem Jünglinge die Hand und verließ die Tempel-Bude.

O wie gern wäre ihm Selbing gefolgt; aber er konnte es nicht, ohne Maxen zu beleidigen.

Als die unselige Vorstellung zu Ende war, traf Maxen seinen Freund, der Verabredung nach, vor der Bude.

Schon von weitem wollte er sich todt lachen und hielt sich die Hüften.

Selbing, dem es gar nicht um's Lachen zu thun war, rief ihm mit finstrer Miene die Worte Hamlets an den Geist entgegen:

„„Sei du ein guter Geist, sei ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, sei Gutes dein Beginnen oder

Böses . . .““ nur mache dich los von dieser gottvergessenen Bande! Das war ja eine Aufführung . . .“

„Ich dachte mir's!“ — rief Maxen noch immer vor Lachen keuchend — „daß deine hohe Imagination Schiffbruch dabei leiden werde.“

„Aber du wirst doch, bei Gott! in dieser unwürdigen Lage nicht bleiben wollen?“

„Unwürdig?“

„Nun, ich meine denn!“

„Allerdings, meinem Talent ist sie nicht angemessen.“

„So reiße dich los!“

„Nicht für eine Million!“

„Was?“

„Aus verschiedenen Gründen.“

„Die möchte ich doch hören.“

„Einmal habe ich Contract!“

„Der läßt sich vielleicht heben. Ich werde kein Opfer scheuen, dich aus diesem Pfuhl zu retten.“

„Zweitens . . . habe ich Schuldner, die mich zu lieb haben und welchen ich zu theuer bin, als daß sie mich so mir nichts dir nichts gehen ließen.“

„Vielleicht lassen sie sich zufriedenstellen!“

„Drittens — und das ist die Hauptsache — gefällt mir das Leben hier und wie wir es führen zu gut, um es mit einem anderen, am Ende gar mit einem pedantischen, zu vertauschen.“

„Aber die Kunst?“

„Geht hier, wie überall, nach Brod!“

„Und du schämst dich einer solchen Aufführung nicht?“

„Ich lache mich krank über die eingebildeten Dummköpfe unseres hochpreislichen Publikums, die Wunder glauben, wie gebildet sie seien und sich für ihr gutes Geld solchen Schund aufhängen lassen!“

„Maxen! Maxen! hast du alles Ehrgefühl vergessen? geht es dir wie Falstaff! Wirst du sagen: . . .“

„Ich sage dir, Freundchen: laß mich mit den Hirngespinnsten von Ruhm, Name, Ehre und so weiter, in Frieden. Nach diesen Phantomen mögen Leute der Illusion, wie du, haschen. Ich führe hier ein Götterleben; und wenn ich nur so viel Geld als Schulden hätte . . .“

„Maxen!“

„So tauschte ich mit keinem König noch Kaiser!“

„Ich kenne dich nicht mehr!“

„Ich sage dir, diese Lieggern ist ein Mädchen wie ein Engel! und sie ist toll in mich verliebt, wie die anderen auch. Ich . . .“

„Ich will nichts weiter davon hören.“

„Gut, so lassen wir's; aber für *eines* wirst du doch Ohr, Sinn, Herz und Gefühl haben?“

„Und das wäre?“

„Für eine Bitte deines Freundes?“

„Nenne sie!“

„Herzensbruder . . .“

„Nun?“

„Pumpe mir dreißig Gulden!“

„Willst du dringende Schulden bezahlen?“

„So etwas ist's! Die Lieggern wohnt bei mir; wir sind die Wohnungsmiethe drei Monate schuldig und da will . . .“

„Der Hausherr sein Geld! Ich kann mir's denken!“

„Ja, der Dummkopf!“

„Er ist in seinem Rechte.“

„Ei was! Ich habe es ihm auch gestern gesagt.“

„Was?“

„Wenn er kein Geld zum pumpen habe, so solle er auch nicht an anständige Leute vermiethen!“

„Aber wo soll das hinaus, Fritz?“

„Herzensbruder, ich bat dich um die Lumperei von dreißig Gulden; aber nicht um Moral!“

„Das Geld sollst du haben; nur versprich mir . . .“

„Dich mit der Streckfuß zusammen zu bringen? Nichts leichter als dies! Ich wette zehn gegen eins,

sie macht dir noch heute auf irgend eine Art Avancen. Das Mädchen ist die Liebenswürdigkeit selbst!"

„Hast du denn das Motto unseres Clubbs ganz vergessen?"

„Bei allen Heiligen, nein!" — rief Maxen lachend — „ich meine das sollten dir deine Augen sagen, daß ich weder „r a s t e" noch „r o s t e". Fidel lege ich mich zu Bett und fidel steige ich auf. Geld habe ich, wie gesagt, verflucht wenig; aber darum bin ich doch lustig und genieße mein Leben wie kein Anderer!"

„Und wie soll das enden?"

„Ein Thor, wer daran denkt. Der rechte Philosoph lebt für den Tag. Was ich heute habe, das ist mein, was morgen kommt . . . erwarte ich! Und die dreißig? . . ."

Selbing nahm schweigend das Geld aus seiner Brieftasche und gab es dem Freunde. Er sah ein, daß hier nichts zu bessern sei . . . und doch mußte er sich gestehen: man konnte Maxen bei der ihm eigenen liebenswürdigen Art und Weise nicht ernstlich zürnen. Im Gegentheil: sein liebenswürdiger Leichtsinn drohte ansteckend zu werden.

Als sie zur „goldnen Gans" zurückkamen, erfuhr Selbing zu seinem Staunen, daß ihn ein junger Herr, ein Freund von ihm, auf seinem Zimmer erwarte.

Er eilte hinauf . . . und stand starr vor Staunen, als er in dem jungen Herrn . . . die trefflich verkleidete Streckfuß erkannte.

Selbing mußte Maxen heraufholen und des Wirthes bester Wein perlte den drei ausgelassenen, bis tief in die Nacht lustigen, Menschen.

Lohengrin.

In dem einfachen und geordneten Leben Hohenhorsts war es, seit Selbings Abreise, noch stiller geworden. Die Tage theilten sich für ihn in die Arbeitsstunden auf dem Comptoir — die natürlich den größten Theil des Tages einnahmen — in seine gewöhnlichen kleinen Spaziergänge in die Natur, die er jetzt ohne den Freund vornehmen mußte, und in die gemüthlich-freundlichen Stunden, in welchen er seiner Muse lebte, die aber nur vereinzelt von der Stimmung hervorgerufen wurden.

Da seine Freundschaft mit Selbing eine ebenso alte, als innige — schon aus den Kinderjahren heraufreichende — war, und sich beide geistig, im Fühlen und Denken in einander eingelebt hatten, so empfand der Zurückgebliebene die Trennung um so peinlicher, als seine ernste und abgeschlossene Natur keinen weiteren Umgang — die Glieder des Clubbs der Neune ausgenommen — zuließ. Und wo waren diese alle

hingekommen: Roth schlief bereits in fremder Erde, durch eigene Schuld dem unerbittlichen Schicksal heimgefallen, und von den Anderen weilten für den Augenblick nur noch Holzhausen und Flemming in der schönen Mainstadt. Diese beiden sah er denn auch noch jede Woche einmal an den bestimmten Clubbtagen, die er aus Pietät noch regelmäßig besuchte . . . aber . . . was konnten sie ihm sein? Wohl achtete er sie als sehr solide, äußerst bescheiden und zurückgezogen lebende junge Männer und fleißige Kaufleute; von einem Verständniß höherer Art war indeß bei ihnen nicht die Rede. Sie waren beide trockene Seelen, im vollen Sinne des Wortes, obgleich Flemming, der ein ungemein scharfer Rechner war und *nur* für Zahlen Sinn hatte, bereits eine schöne Stellung in einem der bedeutendsten Banquier-Geschäfte Frankfurts einnahm.

So fühlte sich denn Hohenhorst für den Augenblick in der That recht einsam, und doch war ihm gewissermaßen diese Einsamkeit nicht ganz unlieb.

Selbing hätte, wäre ihm eine Ahnung von des Freundes Seelenstimmung zugekommen, sicher mit Preciosa ausgerufen:

„Einsam bin ich, nicht alleine,
Denn es schwebt ja sanft und mild,
Um mich her im Mondenscheine,
Dein geliebtes, theures Bild!“

Und er hätte alsdann auch wirklich die Wahrheit getroffen, da sich, wunderbarer Weise, die Erinnerung

an jenes hübsche Mädchen im Walde nicht aus Hohenhorsts Seele verlieren wollte.

Unwillkürlich vergaß er oft sich selbst und was sich um ihn her zutrug und geschah. Dann kam es ihm vor, als befinde er sich wieder im Walde, an dem schönen Plätzchen, das den bedeutsamen Namen „Schillers Ruhe" führt, da der große Dichter einst, nach seiner Flucht aus Stuttgart, hier ermüdet niedergesunken war und sich ausgeruht hatte. Und in dem dichten Laube der Bäume spielte heiter das Sonnengold in hüpfenden Lichtern und tanzte auf dem grünen saftigen Rasen, und auf den vielen wunderbar-lieblichen Blumen wiegten sich bunte Schmetterlinge und die Vögel jauchzten und schrieen auf vor seliger Lust. Und mitten unter den Blumen sah er dann im Geiste ein allerliebstes Mädchen auftauchen, das, schlank und zierlich von Gestalt, die hübscheste unter den Blumen selbst war. Ihr Gesichtchen glühte und blühte wie eine junge halberschlossene Rose; während jene kindliche Seelenreinheit aus ihren Zügen sprach, die, wenn sie ihren Thron in einem Herzen aufgeschlagen, ein Mädchenantlitz so heiligend zu übergießen pflegt. Und wunderbare Gefühle durchzogen dann des jungen Dichters Brust, und er war so glücklich in ihnen, so selig . . . und wußte doch nicht recht warum?

Aber poetisch stimmten ihn solche Momente immer; es dämmerte alsdann eine gewisse eigenthümlich-räthsel-

hafte Sehnsucht in ihm, die er früher nicht gekannt und welche ihn wie mit einem elegischen Hauche berührte. Erst gestern war es ihm so gewesen. Die Frucht jener Stimmung aber war folgendes Gedicht:

Dem heit'ren Tag voll Sonnenbrand
Ist ein Gewitter nachgezogen.
Schon nickt das Aehrenfeld in Wogen,
In Staub gehüllt steht Feld und Land;
Wer sich noch retten kann zur Hütte,
Der fördert eilig seine Schritte; . . .
Mich . . . hält es an den Wald gebannt.

Der alte Freund, so dicht belaubt —
Es rauschet schon in seinen Bäumen, —
Er schaut hinaus in ernstem Träumen,
Und schüttelt finster dann sein Haupt:
„Was soll des Sturms, des wilden, kecken,
„Unfreundlich und gehässig Necken?
„Schon manches Blatt seh' ich geraubt."

Doch wilder stürmt die Windesbraut
Heran, und faßt die ält'sten Eichen;
Es kracht in Aesten und in Zweigen,
Du hörst des Sturzes Donnerlaut.
Es beugen sich die alten Riesen,
Als wollten sie den Frevler grüßen,
Den zornig doch ihr Blick erschaut.

Da plötzlich rauscht's wie Meeresfluth;
Vom Himmel stürzt — verborg'ner Segen —

Aus schwarzer Wolkennacht der Regen;
Der Donner rollt in wilder Wuth;
Von seinen Schlägen, seinem Krachen
Des Waldes Echo scheu erwachen; —
Es steht die Welt in dunkler Gluth!

Denn Blitz auf Blitz vom Himmel bricht!
Ist das der Erde schrecklich Ende?
Es rasen alle Elemente,
Und wechselnd folgt sich Nacht und Licht.
Versteckt in Wald und Busch und Fluren
Erzittern alle Creaturen,
Da der Vernichtung Stimme spricht.

Da plötzlich auf mein Auge schaut:
Und staunend sieht's zwei junge Tauben,
Die, trotz des Sturmes wildem Schnauben,
Der schwachen Flügel Kraft vertraut.
Sie flattern ängstlich hin und wieder,
Die Windsbraut wirft sie beinah nieder;
„Wie mir vor ihrem Schicksal graut!"

Doch nein! . . . Dem Blitze gleich, im Nu,
Vom wohlbehalt'nen weichen Neste,
Verborgen und geschützt durch Aeste,
Fliegt euch die Alte ängstlich zu.
Ihr folgt! . . . O, jetzt ist es gelungen,
Die Flügel bergen warm die Jungen;
Die Liebe giebt euch Schutz und Ruh!

O Menschenherz voll bangem Schlag!
Wie würd' es dir im Leben gehen,
Wie in des Schicksals Stürmen stehen,

Zögst du nicht auch der Liebe nach!
Nur wen der Liebe Flügel decken,
Den wird des Schicksals Sturm nicht schrecken,
Dem wird auch Nacht und Sturm zum Tag.

Hohenhorst überschrieb das Gedicht „Zuflucht". Wie er darauf gekommen, war ihm nicht recht klar. Es war eben, sonderbarer Weise, bei dem Gedanken an jenes Mädchen, dessen Name er nicht einmal kannte, entstanden, wie an dem Tage, da er es zum ersten Male gesehen, die beiden Gedichte: „Die Rose der Jugend" und „Blumenliebe".

Er mußte sich lächelnd gestehen, daß demnach die Unbekannte für ihn eine poetisch anregende Zauberin sei, was ihm das hübsche Kind noch interessanter machte.

„Zuflucht!" — Suchte denn sein Herz, wie jene beiden jungen Tauben, Zuflucht vor den Stürmen des Lebens — und noch dazu unter den Fittigen der Liebe? Hohenhorst mußte still vor sich hinlächeln; hatte er doch noch nie empfunden, was Liebe sei. Er empfand es auch jetzt nicht. Es war wohl nur eine dichterische Ahnung, . . . und . . . der Dichter muß sich in alle Situationen des Lebens versetzen können.

Eigenthümlich blieb es nur — obgleich er selbst gar nicht darüber nachdachte — daß Hohenhorst mit einem Male einen so großen Gefallen an dem nahen Walde und namentlich an der Gegend desselben fand,

in welcher die „Schiller's-Ruhe“ lag. Er hatte, als Naturfreund und Poet „Waldesgrün“ und „Waldesnacht“ stets gerne gehabt; doch hielt er früher immer auf einen frischen und erfrischenden Wechsel; die Gegenden nach dem Taunusgebirge hin boten ja auch so viel Schönes. Jetzt war es mit einem Male anders geworden. Ohne freie Selbstbestimmung ging Hohenhorst nun Tag für Tag — ganz früh am Morgen oder spät am Abend, wenn er von seinen Tagesarbeiten befreit war, — unwillkürlich dem Walde zu, und merkwürdiger Weise führte ihn dann jedesmal der Weg nach der „Schiller's-Ruhe“.

Wer den jungen Mann genauer beobachtet hätte, würde ihn sicher für einen ganz fanatischen Schiller-Verehrer gehalten haben; aber zu seinem Erröthen sei es gesagt, so sehr auch Hohenhorst Schiller verehrte, . . . hier dachte er wenig an ihn.

Er setzte sich an denselben Platz, wo er damals mit Selbing gesessen; blickte zu dem Himmel auf oder noch öfter still vergnügt nach einer bestimmten Stelle hin, und konnte Stunden lang so verweilen, ohne ein Wort zu sprechen, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, aufsprang, sich vor die Stirne schlug und kopfschüttelnd rasch weiter ging.

Ja, Wunderbares ging in diesen Tagen in Hohenhorsts Innerem vor. An die Stelle des früher bei ihm vorherrschenden Ernstes war nachgerade eine eigen-

thümlich-elegische Stimmung getreten; — eine gehobene Stimmung, die sich selbst manchmal ohne äußere Veranlassung zu einer Art Begeisterung steigerte. Es war ihm dann oft ganz sonderbar zu Muthe. Sein ganzes Wesen war aufgeregter als sonst. Lust und Unlust, Wonne und Wehmuth verschmolzen in seiner Brust und stimmten ihn bald heiter und glücklich, bald so trübe und niedergeschlagen, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Dann erfaßte ihn wohl unbestimmte Sehnsucht nach einem ihm unbekannten, unnennbaren Etwas, für das er aufjauchzte, und das er doch wieder, während sich alle seine Gefühle darnach drängten, nicht zu finden fürchtete.

Wäre Freund Selbing dagewesen, so würde diese Stimmung wohl einen Ableiter gefunden haben; so aber blieb Hohenhorst gerade jetzt ganz und gar auf sich selbst beschränkt und dem Schalten und Walten seiner Gefühle überlassen. Diese aber drängten ihn — da er glaubte, von Niemanden verstanden zu werden — immer gewaltiger der Einsamkeit zu. So ging es ihm auch heute wieder.

Es war ein prächtiger Sonntag; mehrere seiner Bekannten hatten für den Nachmittag und Abend eine Vergnügungspartie nach einem der reizenden benachbarten Bade-Orte beschlossen. Sie bestürmten Hohenhorst, der allgemein geachtet und beliebt war, sich ihnen anzuschließen; aber er schlug die Aufforderung

dankend aus, da es ihm unmöglich schien, unter so viele heitere Menschen zu gehen.

Dennoch zogen ihn die Natur und das herrliche Wetter hinaus; und so beschloß er, mit der Eisenbahn bis nach dem, an den Höhen des Taunus, so freundlich gelegenen Oertchen Ober-Ursel zu fahren, um von da aus, allein und für sich, die prächtigen Wälder des Gebirges zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit sollte übrigens Hohenhorst die Erfahrung machen, daß es der kleinen neckischen Dämonen, wie sie uns Shakespeare in seinem Sommernachtstraum vorführt, noch genug und genug in der Welt giebt und kein Mensch sicher ist, nicht auch einmal von einem Puck, einer Erbsenblüthe, einem Monsieur Spinnweb, Motte oder Senfsame an der Nase herumgeführt zu werden. Verliebte und Dichter haben hier, wie das Nachfolgende zeigt, allerdings am meisten zu fürchten.

Hohenhorst hatte sich, gleich nach dem Mittagessen, auf den Weg nach der betreffenden Eisenbahn gemacht. Tausende von geputzten Menschen verließen mit ihm die Stadt und strömten den verschiedenen Bahnhöfen zu, die nach der herrlichen Bergstraße, nach Darmstadt und Heidelberg, nach Mainz und dem Rheingau, nach Castel und Wiesbaden, nach dem Taunusgebirge mit seinen Burgen und Wäldern, sowie nach den Bädern Nauheim und Homburg als Vergnügungsorten führten.

Und wie das Alles in den Bahnhöfen selbst, an den verschiedenen Kassen, in den Wartesälen und auf den Perrons wimmelte und wogte, drückte und drängte, lachte und schwatzte, vorwärts schob und nachdrängte!

Hohenhorst fand sich mitten in dem Gedränge, ohne zu wissen wie? In Gedanken verloren, gab er sich dem Menschenstrome hin, dessen Wogen ihn bereits schon erfaßt hatten, und ließ sich nach der Kasse schieben, da an ein selbstständiges Bewegen und Gehen gar nicht zu denken war. Auch hier ging es bunt her. Nur über die Achseln eines Anderen hinreichend, konnte er ein Billet erhalten und in demselben Augenblicke läutete die Glocke auch schon zum dritten Male.

Jetzt galt es zu springen; . . . der Wagen ward schnell erreicht; . . . ein greller Pfiff . . . und die Locomotive sauste dahin und mit ihr Tausende von Menschen, unter welchen sich auch Hohenhorst befand.

Alles lachte und schwatzte bunt durcheinander; — Witze und Späße flogen über die Bänke herüber und hinüber; — Kinder lehnten sich den Thüren hinaus und wurden scheltend zurückgezogen; — dicke Herren und Damen preßten ihre Nachbarn rechts und links, daß sie schrieen und mitten durch das chaotische Wogen der Tonwellen drängten sich jetzt auch noch die Wolkenschichten des Tabaksdampfes, der von guten und schlechten Cigarren aufstieg.

Hohenhorst gab wenig auf all dies Durcheinander acht; nur eines kam ihm absonderlich vor: er war den Weg schon oft mit der Eisenbahn gefahren und heute fand er ihn ganz anders, wie sonst.

Er stutzte . . . frug . . . und seine Ahnung bestätigte sich: im Gedränge und bei der Abwesenheit seiner Gedanken war er — da zwei verschiedene Routen von dem einen Bahnhof ausgingen — in den falschen Train gekommen und fuhr nun doch gerade dahin, wohin er eigentlich nicht fahren wollte, nach jenem Bade-Orte, nach welchem ihn die Freunde mitzugehen eingeladen.

Es war ärgerlich; aber am Ende doch kein Unglück. Vielleicht ist es der Götter Wille, dachte er und fügte sich in sein Geschick. Es gab ja wohl auch dort stille und einsame Spaziergänge.

Aber der neckische Gnome Puck schien mit diesem, Hohenhorst gespielten Streiche noch nicht zufrieden zu sein.

Unser vortrefflicher Jean Paul sagt einmal: „Jeder Mensch hat Tage, die in der Litanei vergessen wurden, . . . verdammte, verteufelte, verhenkerte Tage — wo alles gekreuzt geht und in die Quere; — wo alles keift im Hause und knurrt; — wo die Kinder und der Hund nicht „Muck!“ sagen dürfen und der Hausherr die Thüren zuwirft und die Haus-Herrin alle Zankregister zieht; — wo man lauter alte Schäden aufstöbert, alle Waldfrevel der Mäuse und Ratten,

jeden alten Flecken im Rock und daß der Wurstschlitten ausgesessen ist zu einem hölzernen Esel, und daß der Hund und das Kanapee im Hären begriffen sind, — wo alles zu spät kömmt, alles verbrät, alles überkocht, — einem alles gegen Kopf und Willen geht . . . und . . . wo man, wenn man sich bei dieser elenden, miserabelen Krankheit ohne Materie genugsam ereifert hat, ohne Ursache, sich zufrieden gibt, . . . wieder ohne Ursache!"

Hohenhorst ließ die lachende und schnatternde Menschenmenge auf dem Stationsgebäude den Waggons entquellen und entströmen, so lange zurückbleibend als möglich, um seinen Bekannten, welchen er die Partie abgeschlagen, nicht in die Hände zu fallen. Als sich der bunte schillernde Strom nach den verschiedenen Seiten hin zerschlagen hatte, folgte er langsam. Sein Feldzugsplan war ja bereits nun entworfen und zwar auf die einfachste Weise: eine Tasse Kaffee an einem schattigen, versteckten Plätzchen hinter dem Kurhause und dann einen Spaziergang in den, den nahen Bergen hinansteigenden Wald. So konnte er sich ja, selbst hier — an dem Markte der Moden, dem Tummelplatze aller menschlichen Leidenschaften und Genüsse — ein stilles und zufriedenes Alleinsein verschaffen.

Eben hatte er auch mit den Augen ein solches Plätzchen entdeckt und war bereit darauf hin zu gehen, als ihm Jemand mit dem Ausrufe: „Ha, das ist

schön, daß wir uns hier finden!" ziemlich derb auf die Schulter klopfte.

Der junge Mann fuhr mit gerunzelter Stirne herum, und vor ihm standen Mr. Halam Steinau nebst zwei anderen Herren, die Hohenhorst sofort als Mr. Sommer und Mathews vorgestellt wurden.

Der junge Dichter wünschte sich Faust's Hauskäppchen herbei, um unsichtbar werden und sich unter den Händen Steinau's als Geist verflüchtigen zu können; und dies zwar um so mehr, als Mr. Steinau ihn, wie bei ihrem ersten Zusammentreffen, mit Artigkeiten und Versicherungen seiner Theilnahme an ihm und seinem Geschicke, wahrhaft überhäufte.

„Nein, nein, nein!" — rief Mr. Halam Steinau jetzt mit Protectormiene und faßte den jungen Poeten unter dem Arm — „wir lassen keine Entschuldigungen hier gelten! Sie müssen heute Nachmittag unser Gast sein! Haben ohnedem Ihr Versprechen, mich auf der Villa Steinau in Homburg zu besuchen, noch nicht gehalten! Es freut mich immer, mit Dichtern und Schriftstellern zusammen zu sein; denn, Sie wissen ja, mein Bester, wir kennen nichts Schöneres, als junge Genies zu beschützen, zu heben und zu befördern! Nicht wahr, meine Herren?"

„Ja!" — sagte Sommer und sah ungeduldig nach einem Tische hin, auf welchem ein Kellner soeben den Kaffee für die drei Herren servirte.

„O Yes!“ — bestätigte Mr. Mathews!

„Garçon!“ — rief hier Steinau so laut, daß es alle Welt hören konnte — „noch eine Tasse für den Herrn Doctor, unseren trefflichen Poeten!“

„Yes!“ — bemerkte der Amerikaner.

Hohenhorst schoß die Schamröthe in das Gesicht. „Sie scherzen!“ — sagte er dabei. — „Ich bin, wie Sie wissen, ein schlichter Kaufmann, und nur . . .“

„Meine Freunde und ich“ — fiel ihm Steinau laut in das Wort — „sind auf einige Wochen zur Kur hier; . . . aber bitte, setzen Sie sich . . . man kann nicht allezeit an demselben Orte verweilen und wenn es, wie auf Villa Steinau, wie im Himmel wäre! Die Weiber mögen sich zu Hause amüsiren!“

„Yes!“ — sagte der Amerikaner mit Ueberzeugung und goß zwei Gläschen Gin in seine Tasse Kaffee.

Mr. Steinau wollte dies auch bei Hohenhorst thun, dieser aber dankte; so that er es bei sich und Sommer.

Die Musik rauschte dabei aus dem nahen Tempel in stolzen Melodien; während die Menschen, steif und bis zum Uebermaß geputzt, sich langweilig an einander vorüber drängten.

Hohenhorst saß wie auf glühenden Kohlen; sollten ihm in dieser Weise alle seine schönen Hoffnungen für heute zertrümmert werden? Er begriff dabei nicht, wie man *dies* grenzenlos steife und nichtssagende Treiben ein Vergnügen nennen konnte.

Mr. Mathews hatte unterdeß einen Stuhl herbeigezogen, die Beine darauf gelegt, trank seinen Kaffee mit Gin, rauchte eine feine Havanna und gähnte. Der ehemalige Sklavenhändler dagegen lehnte in seinem Stuhle zurück und verdaute sein copiöses Mittagessen unbeweglich wie eine Klapperschlange.

Halam Steinau betrachtete durch sein goldenes Lorgnon die vorüberschwebende, in Sammt, Seide, Gold und Steinen glänzende und funkelnde Demi-Monde, wobei mancher bedeutsame Blick mit den einzelnen Damen gewechselt wurde. Plötzlich fiel es Steinau ein, daß er den jungen Mann an seiner Seite ganz vergessen habe. Er fuhr also mit einem: — „Spielen Sie auch, lieber Doctor?“ — heraus.

„Hohenhorst! wenn ich bitten darf!“ — entgegnete dieser, — „nicht Doctor!“

„Spielen Sie?“ — wiederholte Halam, einer hübschen Dame freundlich zunickend. — „Aber was frage ich da!“ — fuhr er dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, — „jeder Mann von Geist spielt; bei Genies, Dichtern und sonstigen Künstlern versteht es sich von selbst. Aber Sie haben recht, . . . ich spiele auch! . . . spiele sehr gern und glücklich. Nun Sie werden es gleich sehen; ich und meine Freunde sind gewohnt, nach dem Kaffee ein wenig das Roulette zu besuchen.“

„Ich spiele nie!“ — entgegnete Hohenhorst — „und muß daher auf das Vergnügen verzichten, die Herren an das Roulette zu begleiten.“

„Ei was!“ — rief Steinau — „nicht so ängstlich. Versuchen Sie heute einmal Ihr Glück unter meiner Aegide!“

„Sehr verbunden!“ — sagte Hohenhorst mit so viel Bestimmtheit, als die Schicklichkeit erlaubte; — „aber ich spiele aus Prinzip nicht!“

„Freundchen!“ — rief hier Steinau und klopfte dem jungen Manne mit großer Vertraulichkeit auf die Schulter — „nehmen Sie es mir nicht übel, das ist übertriebene Solidität. Glauben Sie mir, einem Manne der so viele Jahre in Mexiko und Texas war und die halbe Welt kennt, und draußen ein reicher Mann geworden ist; . . . glauben Sie mir: man muß dem Glück die Thüre offen lassen!“

„Aber gewiß nicht“ . . . .

„Was ist denn das ganze Leben?“ — fuhr Halam Steinau fort und wiegte sich behaglich auf seinem Stuhle, den Rauch seiner Cigarre in niedlichen Ringen in die Luft blasend, — „was ist denn das ganze Leben, alles, was Sie unternehmen, selbst die Ehe, anders, als ein Glücksspiel? Wir wagen . . . und . . . gewinnen oder verlieren.“

„Yes!“ — brummte der Amerikaner. — „Ich können nicht sein ohne Spiel, ich glaube!“

„Ich kann den Herren hier nicht beipflichten!“ — versetzte Hohenhorst mit sittlichem Ernst und männlicher Offenheit. — „Ich halte das Hazard-Spiel im Allgemeinen für einen socialen Verderb und bei dem Einzelnen für eine sehr gefährliche Gewohnheit, die gar leicht zu einer der schlimmsten Leidenschaften und dadurch zum Untergang ganzer Familien führen kann.“

Halam Steinau lachte und rief: „Nun das Letztere wohl nicht bei Unsereinem! Aber Sie sind überhaupt ein allzugroßer Rigorist, junger Mann. Wer kein Geld zum Daranwagen hat, der sollte allerdings nicht spielen. Aber für Leute, bei welchen es in der Tasche klingelt oder bei Männern von Geist und Genie, die im Stande sind, ihr Leben kühn auf eine Karte zu setzen, für die liegt ein unnennbarer und eigenthümlicher Reiz in dem rien ne vas plus!“

„O Yes! sehr angenehm sein!“ — meinte Mr. Mathews.

„Besonders, wenn man gewinnt!“ — setzte Sommer schwer aufathmend hinzu.

„Ich möchte hier nicht mißverstanden sein!“ — versetzte Hohenhorst ernst. — „Wohl kann ich mir denken, daß Sie das Spiel als einen Zeitvertreib, als eine Unterhaltung betrachten, die Sie ja auch — trotz möglichen Verlustes — leicht bestreiten können. Aber sind Alle, die dem Spiele huldigen in Ihrer Lage? Wenn man das unsägliche Elend erwägt, das schon

durch diese unglückselige Leidenschaft erzeugt wurde; wie die Begierde, schnell und ohne Mühe Geld zu erhalten, Manchen, anfänglich nur Leichtsinnigen, von Stufe zu Stufe bis zu Handlungen hinriß, die ganze Familien in's Unglück stürzten und daß in so vielen Fällen Verarmung, Noth, Elend, Verzweiflung und Selbstmord die traurige Farce schlossen, so muß man wohl das Spiel in allem Ernste und überall verdammen."

„Da, wo die Menschen zu Spielern werden, . . . ja!" — sagte Steinau und es lag etwas Höhnisches und Geringschätzendes in dem Lächeln, das seine Lippen umzog. — „Für den vernünftigen Mann, für den Mann von Geist und Lebenserfahrung ist das Spiel aber etwas ganz Anderes; . . . für ihn ist das Spiel eine Pause im geschäftlichen Treiben, im ernsten Nachdenken oder in dem ewig gleichmäßigen Abhaspeln des sonst unausstehlich langweiligen Lebens; . . . eine Pause mit minder wichtigen oder minder ennuyanten Beschäftigungen zum Vergnügen ausgefüllt."

„Ich kann nichts dagegen haben, wenn Sie es so nehmen, Herr Steinau!" — versetzte der junge Mann, — „aber ich kann Sie versichern, daß ich an Ihrer Stelle dennoch den Spieltisch meiden würde."

„Warum?"

„Weil ich Anderen nicht das Beispiel geben möchte!"

„Was gehen mich die anderen Menschen an; Jeder ist Herr seines Thun und Lassens."

„Aber nicht Jeder hat den Verstand und die Kraft, einer solchen Verlockung und einem solchen Beispiele zu widerstehen."

„Dann mögen sie durch Schaden klug werden!"

In diesem Augenblicke kehrte Mr. Mathews, der sich unbemerkt entfernt hatte, aus den Spielsälen zurück. Er kam ruhigen Schrittes und mit der gleichgültigsten Miene von der Welt daher, stellte sich zwischen Halam und Hohenhorst, legte ein Röllchen mit fünfzig Louisd'ors auf den Tisch und sagte:

„Mr. Steinau, they are waiting for you!"

Halam Steinau nahm das Röllchen, wog es spielend und mit freundlichem Lächeln in der Hand und legte es dann wieder vor den Amerikaner hin.

„Ganz hübsch in den paar Minuten!" — sagte er dabei. — „Ich werde sogleich erscheinen und es Ihnen nachmachen." — Und, sich zu Hohenhorst wendend, setzte er lächelnd hinzu: — „Nun, was sagen Sie, junger Freund? Fünfzig Louisd'or in fünf Minuten!"

„Berührt mich nicht!" — entgegnete der junge Mann ebenfalls lächelnd — „meine Prinzipien sind mir mehr werth!"

„Ach! Gehen Sie zum Kukuk mit Ihren Prinzipien!" — rief Halam heiter und erhob sich von seinem Stuhle. — „Kommen Sie jetzt einmal mit

uns an den grünen Tisch . . . Sie sollen Ihre Freude haben. Von dem, was wir gewinnen, lassen wir uns dann hier ein famoses Souper bereiten, garnirt mit dem feinsten Champagner; es versteht sich von selbst, daß Sie unser Gast sind!"

„Danke, danke!" — sagte Hohenhorst, sich ebenfalls erhebend. — „Ich erkenne Ihre große Güte und Freundlichkeit mit Dank an; aber Sie werden mir gestatten, lieber einen kleinen Spaziergang zu machen, als die heiße und dicke Luft der Spielsäle zu athmen."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!" — rief Steinau lachend. — „Ich dispensire Sie also davon, uns zu begleiten, junger Freund, rechne aber desto fester und sicherer auf Ihren Besuch, wenn ich wieder in Homburg auf Villa Steinau residire!"

Hohenhorst empfahl sich; mußte aber zu seinem Aerger noch einmal das: „Adieu Doctorchen!" verschlucken, welches ihm Mr. Steinau mit einer vornehmen, den Protector junger Talente bezeichnenden Handbewegung laut nachrief.

Als der junge Mann allein war, athmete er hoch auf. Es war ihm, als sei ihm eine Centnerlast von dem Herzen genommen. Seine Stimmung aber war nun vollends verdorben. Er bereute bitter, daß er nicht ganz zu Hause geblieben.

Mißmuthig über den verlorenen Tag, ging er derjenigen Gegend des herrlichen Kurgartens zu, die sich allmälig parkartig in den Wald verlor, welcher

sich an einer beträchtlichen Anhöhe hinaufzog und oben von einer künstlichen Ruine gekrönt wurde.

Die Musik verhallte immer mehr und mehr; der Spaziergänger aber wurden, je weiter er sich von dem Conversations-Hause entfernte, weniger.

Endlich sah sich Hohenhorst ganz allein auf einsamen vielverschlungenen Waldpfaden; und siehe, je tiefer er in den grünen Laubdom eintrat, desto leichter, freier und heiterer ward es ihm wieder.

Das ist eben das Schöne, Bedeutungsvolle in der Natur, daß sie für den Naturfreund zur Zauberin werden kann, die ihm mit einem Schlage alle Sorgen und Lasten des Lebens abnimmt und ihm die Pein vergessen macht, die ihm noch eben niedergebeugt.

Er war wieder im Wald! . . . im lieben herrlichen Wald!

Und war es nicht auch in einem Walde, wo er sie zum ersten Male gesehen?

Seltsamerweise tauchte aus der grünen Nacht ihr liebes Bild wieder vor ihm auf: so herzig, so unschuldsvoll, so kindlich rein und lieb, wie damals. Er sah sie wieder, wie sie, an eine Freundin gelehnt, den einen Arm um deren Taille geschlungen, mit der anderen Hand das gemeinsame Notenblatt haltend, voll heiligem Eifer und mit von Begeisterung gerötheten Wangen sang.

Still glücklich schritt er weiter, in jenes eigenthümliche Sinnen und Träumen versenkt, das nur der Dichter kennt.

Fast unbewußt ließ er sich nach längerem Aufwärtssteigen auf einer Bank nieder, die nahe an einem Kreuzwege stand. Welche herrliche Waldeinsamkeit umgab ihn hier! Nicht weit entfernt und dem Blicke erreichbar, entsprang ein Bergquell, dessen krystallhelle Fluth einen kleinen murmelnden Bach bildete, der an ihm vorüberfloß und hüpfte. Rings schauten Beeren neugierig aus den Büschen und wunderbare weiße Blüthen dufteten daneben, während aus den dicht belaubten Zweigen die kleinen befiederten Sänger ihre Lieder schmetterten und der Kukuk aus der Tiefe des Waldes seinen melancholischen Ruf erschallen ließ.

Hohenhorst hatte die ganze Welt und alles Unangenehme von vorhin vergessen. Er wußte kaum von sich selbst mehr etwas. Was er sah und was ihn umgab, floß, gleich seinen Gedanken und Gefühlen, in einem feenartigen wachen Traume zusammen. Wunderbar prachtvolle Blumen sproßten um ihn empor, und wenn er sich zu einer derselben neigte, tauchte aus ihrem Kelche ein gar liebliches Köpfchen auf; unter der edelgeformten Stirne von blendendem Weiß blitzten ein paar seelenvolle blaue Augen auf, und jeder Blick war ein Sonnenstrahl voll Schalkhaftigkeit und sprühender Lebenslust. Das leicht aufgeworfene Näschen gab dem Gesichtchen einen eigenen naiven Reiz

und die Wangen und Lippen waren so rosig und küssig, wie die aus den Blumen hervorwachsende ganze Gestalt verkörperte Anmuth und Zierlichkeit war.

Ja! es war sie! — sie! deren Bild ihm Herz und Geist erfüllte!

Warum hatte er sich damals nur gar nicht erkundigt, wer sie sei? wie sie hieß?

Hohenhorst bedachte nicht, daß er in jenem Momente von ihrem Anblicke so glücklich überrascht gewesen, daß er darüber alles Andere vergessen. Nun war es zu spät; wie? und wo? sollte er sie wiederfinden.

Aber warum auch dasjenige wiederfinden, was man hat? Stand sie denn nicht eben im Geiste so lebhaft vor ihm, als könne er ihr die Hand reichen. Sie hatte wieder das nämliche weiße Kleidchen mit den feinen blauen Blümchen an, das ihre zierliche Taille so reizend hob. Auch die Haare waren wieder so einfach wie damals geordnet, gar nicht nach der unnatürlichen und häßlichen Mode, nach der sie die meisten anderen Mädchen trugen.

Hohenhorst fuhr mit der Hand über die Augen ... das Bild war weg! ... aber was war das? ... er sah ja noch in der That das weiße, blaublümige Kleid hinter der nächsten Biegung des Wald-Weges verschwinden, der den seinen kreuzte.

Er stand wie angewurzelt. War er bezaubert? ... war es Täuschung seiner überreizten Phantasie?

Doch nein! . . . durch eine kleine Lichtung sah er eben die zierliche Gestalt auf der Verlängerung des Weges abermals hinschweben; zwei andere Mädchengestalten umgaben sie, heiter lachend und hüpfend. Zwei junge Männer — augenscheinlich zu ihnen gehörend — folgten in einiger Entfernung, nachdem sie aus einem Busche hervorgebrochen und die flüchtigen Gazellen überrascht und erschreckt hatten.

„O das war unrecht, Bruder!" — rief eines der Mädchen zurück — „wie könnt ihr uns nur so erschrecken!"

„Wenn's nicht wiedergeschehen soll, so folgt uns zurück nach dem Kurhaus!" — entgegnete der eine der jungen Männer mit ziemlich roher Stimme.

„Wenn wir erst am See waren!" — lautete die Antwort in heiterem Tone — „und ihr uns ein wenig im Nachen gefahren habt. Frida freut sich so darauf."

Die Mädchen verschwanden jetzt wieder hinter dem Gebüsche.

Hohenhorst sah nur noch, wie der eine der jungen Leute dem anderen etwas in das Ohr flüsterte; . . . dann deckten auch sie Gebüsch und Bäume.

Hohenhorst war nichts von der überraschenden Erscheinung geblieben, als die Ueberzeugung, daß *sie* es gewesen . . . und . . . der Name *Frida*.

Sollte es *ihr* Name sein? O! er klang sehr hübsch! . . . „*Frida*!" . . . „*Frida*!" . . . kam

damit nicht etwas wie himmlischer Friede über seine Seele?

Daß er von seiner Bank aufgesprungen, war natürlich; ebenso, daß ihn — ohne sich darüber Rechenschaft zu geben — ein magischer Zug den Mädchen zu folgen zwang.

Es war bei denselben von einem See die Rede gewesen; . . . aber wo lag dieser? Hohenhorst war unbekannt hier und der Wege gab es so verschiedene; während Büsche und Bäume keinen freien Blick zuließen. So eilte er mit pochendem Herzen, seinem guten Glück vertrauend, den flüchtigen Gazellen nach. Jauchzte es doch wie Frühlingsruf und Lerchenschlag in ihm auf: „Du wirst sie wiederfinden!"

Ein freundlicher Gott — in der Gestalt eines leisen, kühlenden Lüftchens half ihm dabei, indem er ihm von Zeit zu Zeit einzelne Töne aus der Ferne zuwarf: ein lustiges Auflachen . . . einen Ruf . . . abgerissene Worte. Der junge Poet fing sie voll Entzücken als Tauben mit dem Oelzweige auf, die Land verkündeten.

Dennoch ward seine Geduld hart geprüft. Nachdem er lange bald diesem bald jenem Waldwege gefolgt, erfuhr er von einer Bauersfrau, die Beeren gesammelt und welche er nach dem See befragt, daß er sich irregegangen. Glücklicherweise konnte sie ihm den rechten Weg zeigen. Mit doppelter Eile verfolgte

er denselben und stand plötzlich an einer Lichtung, die ihm einen reizenden Blick gewährte.

Mitten im Walde, auf namhafter Höhe lag, von uralten Eichen und Buchen umgeben, ein großer See, dessen dunkler Wasserspiegel ihn so ernst und sagenhaft wie ein altes tiefbedeutsames Mährchen anblickte. Auf den Wassern desselben schwamm eine Insel mit hohen mächtigen Bäumen, dichtem Rasen und einem Liliput-Wald der herrlichsten Blumen. Den Rand des See's bedeckten dichte Büsche, die sich wie ernste unerbittliche Wächter dicht und fest aneinander schlossen und sich im Wasser im Spiegelbilde noch verdoppelten.

Der Anblick rief in Hohenhorst's Phantasie den Gedanken an jenen geheimnißvollen, tief in dem heiligen Hain gelegenen See der Göttin Hertha wach, der immer etwas geisterhaft Schauerliches für ihn gehabt. Aber das Schauerliche ward rasch verwischt und in etwas sehr Freudiges für Hohenhorst verwandelt, als er auf den dunkeln Wassern desselben einen Kahn dahingleiten sah, in dem drei Mädchen saßen. Zwei junge Männer führten die Ruder.

Das helle Kleid mit den blauen Blümchen schimmerte aus der Ferne herüber, wie das Gefieder einer weißen Taube; die Mädchen aber sangen so recht vergnügt und aus voller Herzenslust.

Hohenhorst näherte sich langsam dem Ufer des etwas tiefer gelegenen See's und konnte dies um so

ungenirter, als ihn die rings umziehenden Gebüsche den Augen der dahin Schiffenden entzog.

Jetzt war er so nahe gekommen, um jedes Wort, was von der kleinen Gesellschaft gesprochen wurde, zu vernehmen. Der heitere Gesang der Mädchen war verstummt und eines von denselben rief eben:

„Nicht nach der Insel fahren, Karl! Wir wollen nicht nach der Insel. Fahrt uns nur noch ein wenig auf dem See hin und her. Es geht so sanft und ist gar zu schön."

„Aber ihr müßt doch einmal auf der Insel aussteigen!" — entgegnete die rauhe männliche Stimme, die Hohenhorst vorhin schon vernommen. — „Seht nur die Menge schöner Blumen."

„Das gibt prachtvolle Kränze!" — ließ sich der andere der jungen Männer vernehmen.

„Mein Bruder ist ja auf einmal gar zu freundlich!" — rief das eine der Mädchen wieder und eine kindliche Lust klang aus der schönen Stimme hervor. — „Willst du, Frida?"

„Ich würde lieber noch ein wenig im Kahne dahingleiten!" — antwortete die Freundin — „wenn es aber dein Bruder wünscht . . ."

Das Fahrzeug hatte indeß bereits an dem kleinen Eilande angelegt. Die Mädchen sprangen an's Land und begrüßten mit Jubel die unendliche Masse der prächtigen Blumen. Kaum aber waren sie hier und dorthin gesprungen, um einige derselben zu pflücken,

als die beiden jungen Männer mit dem Kahne rasch wieder vom Lande stießen und mit aller Kraft dem Ufer des See's zuruderten.

Hohenhorst hörte einen Aufschrei der Ueberraschung und Angst:

„Was soll das, Karl!" — rief die Sprecherin von vorhin. — „Mach' keinen albernen Spaß, komm zurück und nimm uns mit!"

„O ja!" — entgegnete der junge Mann mit der rauhen Stimme, begleitet von einem unangenehmen höhnischen Lachen, — „zurück kommen wir schon, wenn wir im nahen Seehaus unsere Flasche Bier getrunken haben. Bis dahin wünschen wir euch gute Unterhaltung mit den Unken der Insel!"

„Aber Karl! — Bruder!" — rief das eine der Mädchen, — „ich bitte dich um Gottes Willen, laß uns hier nicht allein zurück!"

„Herr Waldhaus!" — flehten die beiden Anderen, — „seien Sie so freundlich und nehmen Sie uns mit!"

„Wenn wir auf dem Seehaus gewesen, Fräulein Frida!" — schallte es unter wiederholtem Lachen aus dem Kahne, der eben anlegte.

Die Mädchen standen wie vernichtet; die schönen Blumen entsanken ihren Händen, die sie verzweiflungsvoll auf die Brust drückten oder falteten. Die beiden jungen Männer aber sprangen laut lachend an's Ufer

und waren mit ein paar Sätzen im Walde verschwunden.

Hohenhorst war von der Roheit der beiden jungen Leute empört. Er fühlte in vollem Maaße die namenlose Verlegenheit, ja die Verzweiflung der Mädchen, die jetzt — wenigstens für eine volle Stunde — auf der einsamen Insel wie Gefangene ausgesetzt waren. Es bedurfte daher auch keines Augenblickes für ihn, um einen Entschluß zu ihrer Befreiung zu fassen. Die Sache war romantisch und dem jungen Poeten schwebte sofort die alte Heldensage von Lohengrin vor der Seele, — dem Schwanenritter, — der von dem heiligen Graal der schönen Elsa, Herzogin von Brabant, als Befreier zugesandt wird und den ebenfalls ein Nachen — in der Sage freilich von einem Schwan gezogen — zu der Dame seines Herzens führt.

Da der Schwan hier fehlte, mußte sich Hohenhorst freilich auf die Ruder verlassen, die die jungen Leute in das Schiffchen zurückgeworfen. Das Schiffchen selbst — von der Kurhaus-Verwaltung zur Belustigung der Kurgäste angeschafft — war nur leicht eingehängt; mit Blitzesschnelle hatte es Hohenhorst frei gemacht, die Ruder ergriffen und fuhr nun zum Staunen der Mädchen der Insel zu. Diese standen, überglücklich einen Retter nahen zu sehen und doch auch wieder überrascht und verwirrt, da sie den Nahenden nicht kannten, ängstlich an einandergedrückt und bildeten eine

reizende Gruppe, die sich fast zauberhaft von dem dunkelgrünen Hintergrunde und dem sie umgebenden Blumenflor abhob und zugleich in den Wassern des See's anmuthig wiederspiegelte.

Hohenhorst's Herz schlug hoch und freudig; seine kühnste Hoffnung, das liebe Mädchen, dessen Bild ihn so ganz erfüllte, wiederzusehen, sollte sich erfüllen und noch dazu, indem er ihr einen Liebesdienst leistete.

Jetzt nahte sich der Kahn dem Ufer der Insel und der junge Mann begrüßte die Mädchen mit freundlichen Worten: die Kühnheit, daß er sich als Fremder erlaube, ihnen seine Hülfe anzubieten, mit dem entschuldigend, was er gesehen. Natürlich ward seine Bemühung mit dem größten Danke angenommen. Die drei hübschen Kinder säumten denn auch nicht einen Augenblick und hüpften mit dem wonnigen Bewußtsein einer höchst peinlichen Situation glücklich entschlüpft zu sein, in den rettenden Kahn.

„Uebrigens sind Sie uns nicht ganz fremd!" — rief dabei die Eine, deren Stimme Hohenhorst schon vorhin vernommen, — „wir sahen Sie vor nicht langer Zeit im Frankfurter Wald, als unser Gesangverein an der „Schiller-Ruhe" lagerte."

Hohenhorst bestätigte dies in freundlicher Weise und pries den Zufall, der ihm gestattet hatte, die schönsten Blüthen aus jenem Kranze hier wiederzufinden. Die Unterhaltung ward nun immer lebendiger. Die Mädchen lachten dabei lustig über den

Streich, den jetzt sie den Uebelthätern, die sie erbarmungslos auf der Insel ausgesetzt, spielen konnten und freuten sich schon im Voraus über den Schrecken Jener, wenn sie die Insel leer und das Nest ausgeflogen finden würden.

Man war unterdeß am Lande angekommen und stieg aus. Die Mädchen überschütteten Hohenhorst mit Dank, den jener lächelnd abwies, indem er zugleich seine ferneren Ritterdienste anbot. Seine Begleitung ward denn auch um so lieber angenommen, als die hübschen Kinder sich fürchteten, durch den Wald nach dem Kur-Orte, woselbst sie ihre Familien gelassen, allein zurückzugehen.

Die Sonne nahte sich jetzt ihrem Untergange und warf mit magischem Zauber blendende Lichter durch das Laubdach der Bäume. Der See schaute ihnen wie ein dunkeles unergründlich tiefes Auge nach und vor ihnen öffnete sich ein Waldweg, wie man sich ihn nicht schöner denken konnte. Dabei hauchten das Laub, die fernen Nadelholz-Wälder, die Blumen und aromatischen Kräuter des Bodens einen köstlichen, fast berauschenden Duft aus, während die sonntäglichen Abendglocken der nahen Dorfschaften melodisch aus dem Thale heraufklangen.

Plötzlich stand man vor einer Lichtung, welche die überraschten Blicke über den Bade-Ort, seine prächtigen Gärten und Anlagen und selbst noch in eine weite Ferne schweifen ließ.

Ein Ausruf des Entzückens entschlüpfte Allen.

„O wie das wunderbar herrlich ist!“ — sagte dabei in einem ungemein milden und lieben Tone die Trägerin des weißen Kleides mit den blauen Blümchen, — „welch' schönes Bild des Friedens und der Ruhe. Unwillkürlich möchte man ausrufen: Hier laßt uns Hütten bauen!“

„Mich freut es,“ — sagte der junge Mann, mit einem Blick, in dem sich das volle Glück des Augenblicks spiegelte — „so viel Sinn für Naturschönheiten bei Ihnen zu finden!“

„O, Herr Hohenhorst!“ — rief lustig die kleine Plauderin von vorhin — „Frida schwärmt für die Natur! Sie sollten nur sehen, was sie zu Hause für schöne Album mit kleinen Bouquets von getrockneten Blumen angelegt hat. So oft wir einen Spaziergang machen, pflückt sie ein Sträuschen und legt es zum Andenken ein.“

Frida erröthete und hielt der Freundin den Mund zu, als habe diese ein Geheimniß ausgeplaudert.

„Das ist ungemein sinnig!“ — sagte Hohenhorst, dessen Auge mit innigem Wohlgefallen auf der schlanken Gestalt Frida's ruhte. — „Sie schaffen sich damit für spätere Zeiten ein liebes Andenken an schöne Stunden.“

„Ja,“ — meinte Frida — „die kleinen getrockneten und gepreßten Kinder der Natur sind mir eine Blumensprache, die mir, auch wenn ich einmal alt

geworden bin, gar manches Liebe aus den Zeiten meiner Jugend erzählen wird."

„Das ist ja in der That Poesie!" — sagte Hohenhorst lächelnd. — „Sie sind Dichterin, mein Fräulein, ohne es zu wissen."

„Sie beschämen mich!" — versetzte das Mädchen, und abermals lief ein leises, fast nur angehauchtes Roth über das liebe Gesichtchen. Dann aber hoben sich schnell die schönen dunkelblauen Augensterne wieder und den jungen Mann kindlich anschauend, rief sie heiter: „O! ich wünschte, Sie hätten Recht und ich könnte dichten! Dichten zu können, muß herrlich sein!"

„Ja!" — versetzte Hohenhorst, und es glänzte etwas wie Seligkeit aus seinen Zügen — „es giebt nichts auf Erden, was glücklicher macht."

„Haben Sie das selbst empfunden?" — frug Frida überrascht.

„Zuweilen gelingt mir ein Gedicht!" — entgegnete der junge Mann freundlich.

„Sie sind Dichter?" — riefen die Mädchen zugleich und schauten Hohenhorst groß an.

„Nein!" — versetzte dieser. — „Ich bin Kaufmann; aber, wenn ich mich dazu gestimmt fühle, — kommt wohl hie und da so etwas wie ein Gedicht heraus."

„Wenn Sie gestimmt sind!" — sagte hier Frida mit heiterer Naivetät — „das ist schade, sonst

hätten Sie uns eine Probe Ihrer Kunst ablegen müssen!"

„Eine schönere und poetischere Stimmung als die ist, in welche mich das Glück, mit Ihnen, meine Damen, zusammen zu treffen und Sie als Ritter Lohengrin von der Zauberinsel befreien zu können, versetzt hat, möchte mich nicht leicht wieder ergreifen!" — meinte Hohenhorst, den Blick auf Frida gerichtet.

„Halt!" — rief hier Frida's Freundin lustig — „für diesen Spott soll uns der Herr Ritter Lohengrin zur Strafe sogleich ein Gedicht machen!"

„Nennen Sie nicht Spott, was tiefer Ernst ist!"

„Keine Ausrede!"

„Emma hat Recht!" — meinte Frida lächelnd.

„Gut denn! den Spott gebe ich nicht zu; Ihr Wunsch aber ist mir Befehl!" — versetzte Hohenhorst. „Gehen Sie langsam voraus. Ich komme gleich nach."

„Darf man Ihnen auch trauen?" — frug Frida mit einem schalkhaften Blick.

Es schoß heiß in des jungen Mannes Herz.

„Wenn Sie mir gestatten, Fräulein Frida, Ihr Ritter zu sein" — rief Hohenhorst begeistert — „folge ich Ihnen bis an das Ende der Welt und der Zeit!"

„Brrrr!" — rief Emma lachend — „ja! Herr Hohenhorst ist ein Poet; das hat er eben bewiesen:

er kann übertreiben, daß einem Hören und Sehen vergeht!"

„Komm!" — sagte Frida und wandte sich, ihr tiefes Erröthen zu verbergen, zum Gehen. — „Stören wir Herrn Hohenhorst nicht."

„Also, Herr Lohengrin" — rief Emma — „bewähren Sie Ihre Kunst als tücht'ger Minnesänger!"

Und die Freundinnen gingen langsam voran; der junge Mann aber folgte ihnen, von Zeit zu Zeit in seine Schreibtafel etwas niederschreibend. —

Nach zehn Minuten aber kam er mit leuchtenden Blicken rasch nach. Die Mädchen blieben stehen.

„Hier ist die Erfüllung Ihres Wunsches!" — rief er schon von weitem.

„So rasch!" — entgegneten die Damen und gruppirten sich mit großer Spannung um Hohenhorst; dieser aber las:

Des Minnesängers Liebeshauch.

„O wär' ich doch ein schöner Stern —
Ein strahlendes Gedicht —
Wie leuchtet' ich der Liebsten gern,
Mit meinem reinsten Licht.

O könnt' ich eine Rose sein,
Und für die Liebste blüh'n,
Ich würd' an ihrem Busen rein
Gern sterben und verglüh'n.

Wär' ich ein Ton von süßem Klang,
Ich füllt' ihr Herz und Brust,
Daß in der Sehnsucht heißem Drang
Sie weint' vor Liebeslust.

Wär' ich ein holdes Traumgebild,
Umzög' ich ihren Sinn,
Und zaubert' freundlich, sanft und mild,
Was sie sich wünschte hin.

Ja, könnt' ich Stern und Rose sein,
Und Ton und süßer Traum,
Ich schlich mich in ihr Herz hinein
Und ließ für nichts mehr Raum.

Und Licht und Duft und Klang und Traum
Wär' doch nur Lieb' allein;
Daß ich es bin, sie wüßt' es kaum,
Und ich . . . würd' selig sein!"

Die Mädchen waren entzückt; Emma und Molly, die dritte Freundin, flossen in Lobeserhebungen über, die Hohenhorst bescheiden zurückwies; Frida aber, die innerlich sehr bewegt schien, reichte dem jungen Manne einen Laubkranz, den sie im Gehen gewunden, und sagte mit leise zitternder Stimme: — „Dem Verdienste seine Krone!"

Er nahm ihn erröthend an und reichte Frida dafür das Blatt, auf welches er das Gedicht niedergeschrieben. Ein Blick des Entzückens lohnte die Gabe.

Sie waren in den Kur-Anlagen angekommen; Emma wünschte ihren „Ritter und Retter", wie sie lustig Hohenhorst nannte, den Familien vorzustellen; des jungen Mannes Herz war aber zu voll und zu selig, um in seinen Jubel prosaische Töne hineinklingen zu lassen. Er dankte und man schied.

Frida bat die Freundinnen, des Gedichtes nicht zu erwähnen.

O du seliger Mensch, der du jetzt auf einsamen Pfaden dahin wandelst, alles Irdische vergessend und nur schwelgend in der Erinnerung der letzt-verflossenen Stunden.

Ende des ersten Theiles.

Inhalt des ersten Theiles.

	Seite
Der Clubb der Neune	1
Der steinerne Gast	19
Im Wollmagazin	37
„Schelmenaugen“	69
Ein doppeltes Rendez-vous	84
Fürst Andrychow	109
Mädchenschlauheit	126
Verschwunden und zerstoben	145
Mr. Halam Steinau	152
Dichterleben	182
Auf und bei der Bühne	209
Lohengrin	250

Druck von Otto Wigand in Leipzig.